Moderne Klassiker.

Deutsche

Literaturgeschichte der neueren Zeit

in

Biographien, Kritiken und Proben.

Mit Portraits.

Sechster Band.

Cassel,

Ernst Balde.

1852.



Ferdinand Freiligrath.

Ferdinand Freiligrath.

„„Mit dem Volke soll der Dichter gehen““ —
Also les' ich meinen Schiller heut!“ —

Mit Portrait.

Cassel,
Ernst Balde.
1852.

Ferdinand Freiligrath.

Ferdinand Freiligrath wurde als der Sohn eines Lehrers am 17. Juni 1810 zu Detmold im Fürstenthum Lippe geboren. Er besuchte später das Gymnasium, und kam in seinem funfzehnten Lebensjahre zu einem Kaufmann in Soest in die Lehre. Von 1831—1836 arbeitete er in einem Banquierhause in Amsterdam, später bis 1839 in einem Handlungshause in Barmen. Der Aufenthalt in Amsterdam ist für die in ihm schlummernde Poesie zweifelsohne von bedeutendstem Einfluß gewesen. Die eigenthümlichen, die Phantasie erregenden Umgebungen und Erscheinungen einer großen See- und Handelsstadt wurden mit lebhaftestem Auge von ihm betrachtet, und fanden ihren Ausdruck in einer Anzahl um jene Zeit entstandener Gedichte des besondersten Gehalts. In einigen westphälischen Blättern und im Musenal-

manach für 1835 ließ er seine ersten Gedichte abdrucken, im Jahre 1838 erschienen sie zum ersten Male gesammelt im Verlage der Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart. Ihr Erfolg war ein außerordentlicher, und er entsagte dem Kaufmannsstande, um allein den Musen zu leben. Er lebte von da ab zumeist am Rhein, lernte in Unkel seine jetzige Frau, Ida Malos aus Weimar, kennen, welche daselbst Erzieherin bei einer englischen Familie war, und verheirathete sich mit ihr, nachdem er einen Winter in Weimar zugebracht hatte. Nach seiner Verheirathung zog er nach Darmstadt — im Jahre 1842, als er vom König von Preußen eine jährliche Unterstützung von 300 ₰ zugewiesen erhielt, zog er wieder nach dem Rhein, nach St. Goar, und lebte hier in glücklichem Familienleben und in naher freundschaftlicher Beziehung zu Geibel und andern Poeten. Doch sollte diese Ruhe nicht lange ungestört bleiben. Jene Zeit war eine Zeit der Bewegung, des Kampfes — Freiligrath hielt sich fälschlich für ein Glied der rechten Seite, während er, wollte er ein ächter Poet sein, doch nur seinen Platz auf der linken haben konnte. Sein Versuch, sich selbst zu täuschen, der in den Worten:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei! —“

enthalten ist, ließ ihn bald genug erkennen, daß ein Mittelding zwischen Leben und Tod nicht existire — er mochte

lange und reiflich den Entschluß erwägen, der von ihm durch die Zeitverhältnisse gefordert wurde, indeß fand der Dichter nun den einen Weg, den er nachher betreten, und keine Rücksicht auf äußere materielle Verhältnisse, ebensowenig die auf eine für ihn zu besorgende Gefahr, welche sehr nahe lag, hielt die Veröffentlichung des „Glaubensbekenntnisses" zurück. Als dasselbe im Manuscript fertig vor ihm lag, wurde er vom Erbgroßherzog von Weimar aufgefordert, eine Stelle an der dortigen Bibliothek zu übernehmen, den Gehalt solle er sich selbst bestimmen. — Der Dichter, welcher nie reich gewesen war, und der es zugleich für die Pflicht der Ehrenhaftigkeit haltend, die ihm vom König von Preußen angewiesenen 300 ℔ nicht mehr zu empfangen, durch diesen Verlust seiner ganzen sichern Einnahme wohl vielleicht sogar in Dürftigkeit gerathen konnte, der Dichter also blieb seiner einmal gewonnenen Überzeugung treu, erhob die erwähnten 300 ℔ nicht mehr, lehnte das Anerbieten des Erbgroßherzogs von Weimar ab, und veröffentlichte im Herbst 1844 sein „Glaubensbekenntniß". Das Buch wurde verboten, der Dichter mußte ins Ausland fliehen, und lebte theils in Belgien, theils in der Schweiz; vom Juli 1846 an jedoch lebte er in London, woselbst er, zurückgekehrt zu seinem frühern Stande, die kaufmännische Correspondenz des Banquierhauses Huth u. Comp. besorgte. Auf eine Einladung des nordamerikanischen

Dichters Longfellow beschloß er, im Frühjahr 1848 sich nach Nordamerika zu begeben — die Ereignisse in Europa, welche beinahe um jene Zeit eintraten, in welche er seine Abreise verlegt hatte, hielten ihn zurück, und veranlaßten ihn, im Mai nach Deutschland zurückzukehren. Des Dichters Prophezeihungen waren schneller in Erfüllung gegangen, als er wohl selbst gehofft hatte — es war bei der schnellen, und doch mit Unterstützung seiner ganzen kernigen Natur tief liegenden und nothwendigen Fortentwicklung des Dichters nicht anders möglich, als daß seine Seele die ersten Freiheitsklänge mit vollen Zügen einsog. Er ließ sich in Düsseldorf nieder, wurde das bedeutendste Mitglied der demokratischen Partei und wurde von jetzt ab mit allem Bewußtsein und aller Bestimmtheit der Dichter der neuen Zeit, der Dichter der socialen Demokratie. Daß er bei einer so hervortretenden Stellung nicht ohne Verfolgung von Seiten der neu sich stärkenden Staatsgewalten blieb, war vorauszusehen. So wurde er wegen seines Gedichtes „die Todten an die Lebenden" am 29. August 1848 verhaftet, am 3. October vom Geschwornengericht freigesprochen. Der Erfolg des Gedichtes war der größte — an einem Tage war die erste Auflage des Gedichts in Düsseldorf vergriffen, viele Tausende von rechtmäßigen und unrechtmäßigen Abdrücken wurden in ganz Deutschland verbreitet. Der Dichter wurde der Aufforderung zum Kriege

und zum Umsturz der Verfassung angeklagt, also des Vergehens gegen die Artikel 109 und 87 des Code pénal. Er hatte sich zu Vertheidigern den Advokat-Anwalt Meyer aus Cöln und Weiler II. aus Düsseldorf erwählt. Der erstere suchte die Anklage zu entkräften, indem er das Gedicht als poetische Empfindung hinstellte, die außer dem Bereich juristischer Aburtheilung liege. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Sehen Sie auf den ruhigen, gefühlvollen Mann mit festem, klarem Blick. Sein Charakter ist fleckenlos, er ist ein Mann, welcher der Familie Alles ist, Ernährer und Bringer aller Freuden und in letzter Zeit aller Leiden. Ich will Sie nicht in das Reich der Familie einführen, aber in die Werkstätte des Poeten will ich Sie führen; er ist der Dichter. Der Dichter gehört seinem Volke. Sie finden den Dichter wild, verwegen, seine Phantasie trägt ihn weit von der Heimath; die Liebe, das Stillleben, das finden Sie nicht in seiner Dichtung; in die Wunder tragischer Natur, in den Haushalt wilder, fremder Thiere, in den Kampf wilder, fremder Völker führt er uns hinein, und da ergiebt es sich, daß in der Politik nicht der ruhige Blick sich zeigt, sondern daß sein Geist erwacht, und zwar entfesselt! Was Wunder, daß, nachdem er in seine Heimath zurückgekehrt und seine Verhältnisse sich umgewandelt, er das sagt, was seiner Überzeugung am meisten entspricht. Er tritt stolz vor

sie hin, es ist die mystische Gewalt seiner Muse, welche stärker ist als er. — Wir können den Prometheus an den Felsen schmieden, aber das Feuer, das er vom Himmel geholt, ist unauslöschbar. Warum wollen Sie strafen? Der Dichter ist Freund des Volkes, Sie wollen doch nicht das Volk beleidigen und kränken? Das Volk soll verletzt sein, das Volk klagt ihn aber nicht an". — Ihm folgte der zweite Vertheidiger, der den betreffenden Fall mehr juristisch auffaßte und mit den Worten Schillers schloß:

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft.

Der Dichter wurde freigesprochen, der unermeßlichste Jubel des Volkes begleitete ihn nach seiner stillen Wohnung.

Später siedelte er nach Köln über und nahm an der Redaction der Neuen Rheinischen Zeitung Theil, deren Feuilleton seine neuen Gedichte brachte. Nach Eingehen dieser Zeitung, deren letzte Nummer noch eins jener großen gewaltig empfundenen Gedichte brachte, wie sie weder vor noch nach bisher aus eines andern Dichters Munde strömten, kehrte er nach Düsseldorf zurück, gab die bei=

den Hefte seiner socialpolitischen Gedichte und die Übersetzung des Shakspeare'schen Gedichts „Venus und Adonis" heraus, und verließ endlich zufolge des neu ihm drohenden Processes wegen Herausgabe der erstern sein Vaterland von neuem, um nochmals im freien England eine Zufluchtsstätte zu finden. In neuerer Zeit ist er auch als betheiligt an dem Proceß gegen den Dr. Becker in Cöln genannt. — Dieser Proceß ist noch nicht zur Verhandlung gekommen.

Freiligraths äußere Persönlichkeit mag noch mit wenig Worten hier geschildert werden. Er ist von mittelgroßer Figur, ziemlich starkem Körperbau, und hat einen der schönsten Köpfe, welche man dem Dichter zueignen mag. Eine leichte Bläße liegt über dem freundlichen Gesicht, volles ziemlich langes schwarzes Haar umgiebt die hohe viel Denkkraft verrathende Stirn, ein paar der sprechendsten Augen schaut sinnend, doch fest immer mit gemüthlichem, vertraulichem Ausdruck, in die Welt, ein sehr gutes weiches und volltönendes Organ steht dem Dichter zu Gebot. So sah ihn der Verfasser dieser Skizze zum letzten Male im August 1849 in Cöln, gerade als dem Dichter, irren wir nicht ganz, sein drittes Kind geboren wurde. Das Portrait in der Octavausgabe seiner Gedichte ist eine wahre Karrikatur, das unsrige kömmt dem Original bedeutend näher. — —

Das sind die wenigen biographischen Notizen, welche

wir über den Dichter mittheilen konnten. Wir wollen jetzt zur Charakterisirung seiner ganzen Dichtererscheinung und dann in die Detaillirung seiner einzelnen Dichterwerke übergehen.

Freiligraths Poesie war eine ganz neue. Die gewöhnlichen Unterlagen junger Poeten, das Auge, das Haar, der Mund u. s. w. der Geliebten, oder das Rauschen des Waldbachs, oder das Klagen der Nachtigall — bei ihm fand man derartiges nicht. Ebensowenig aber bedingten seine Gedichte bei ihrem Erscheinen die geistige Verwandtschaft mit etwas ähnlichem bereits Bestehenden in der Poesie — weder nach innen noch nach außen hatte er auch nur Einen noch neben sich stehen. Es war, um es mit einem Worte zu sagen, alles an ihm funkelnagelneu. Ein junger Kaufmann aus Detmold — hatte sich von seiner feuererfüllten Phantasie nach Ländern tragen lassen, die wir bis dahin niemals durch die Poesie, immer nur durch unsern geographischen Schulunterricht, und nur sehr von Weitem, kennen gelernt hatten, und führte vor unsern erstaunten Augen die eigenthümlichsten, befremdenden, überraschenden Gedankenspiele auf, die jedem durch den hinzugemischten Klang fremder Worte noch viel eigenthümlicher erschienen. Alle Welt staunte, nahm Interesse an dieser neuen Poesie, ja es ging dies so weit, daß der dem jungen Dichter befreundete Chamisso ihm schreiben mußte: „Wissen Sie

wohl, daß Sie schon Ihre Nachahmer haben? Die Wasserfluth, welche den äußern Damm des Musenalmanachs bespült, wirft schon Freiligratheraden heraus." — — Und an einer andern Stelle schreibt derselbe alte wohlwollende Poet dem Jüngern: „Lassen Sie mich, dem so oft und schwer der Vorwurf gemacht worden — lassen Sie mich Sie vor einer Klippe warnen — der nämlich, die Poesie im Gräßlichen zu suchen." Die neue Art zu dichten fand also bereits ihre Nachahmer; die wahren, echten Freunde der Poesie konnten übrigens den jungen Poeten immerhin gleichfalls von Herzen willkommen heißen, denn nicht alles, was er bot, waren Wüstenlieder — es waren auch Perlen der reinsten Farbe darunter, wie „die Auswanderer", „der Blumen Rache" und noch viele andere, die zu den besten Gedichten der neuern Zeit gehören. Freiligrath wurde von den Einen bewundert, von den Andern angestaunt, und selbst manche unschöne, ja häßliche Gedichte, welche man bei ihm fand, wurden wenigstens als eigenthümlich, als der Individualität des Dichters angepaßt und nothwendig hingestellt, und nicht so getadelt, wie sie es verdienten. Wiederum Chamisso ist es, der ihm hier einen Rath giebt, er schreibt ihm: „bei einer ersten Ausgabe" (von Freiligraths Gedichten nämlich), „der hoffentlich bald andere folgen werden, seien Sie sehr vorsichtig, sehr streng in der Auswahl; gehen Sie nicht

darauf aus, das Buch dick zu machen. — Bedenken Sie, daß Sie, was einmal da gedruckt ist, nicht mehr zurücknehmen können. Es ist Ihnen manchmal geschehen, ein gutes Gedicht, ohne neue Zeugung, in Gegendruck blasser abzuklatschen; geben Sie uns nur Urbilder und keine Copien — nicht den „zerrissenen Naturforscher“ neben dem „Löwenritt.“ — Auch hüten Sie sich vor gewissen Geschmack beleidigenden Gräßlichkeiten. Der Geschmack ist ein empfindlicher großer Herr, den man nicht einmal beleidigt haben darf u. s. w.“ — Unter den Beurtheilungen der Freiligrathschen Poesie, deren um jene Zeit eine ziemliche Menge erschienen, ist die ausführlichste von Dingelstedt, im Jahrbuch der Literatur für 1839. Obgleich der Beurtheiler sich besonders durch das Hinübertreten Freiligraths zur politischen Poesie in seinen Voraussetzungen getäuscht hat, ist es doch gewiß interessant genug, einige Sätze aus jener Beurtheilung anzuführen, da dieselbe für die richtigste und treffendste von allen aus jener Zeit gegolten hat. Dingelstedt sagt also: „Freiligrath ist keiner von den Absichts- und Tendenzdichtern, kein P o e t i n d e r P o l i t i k, kein Freiheitsapostel; seine Sphäre ist eine ganz fremde, a u ß e r e u r o p ä i s c h e. D a s M e e r und d i e W ü s t e sind Freiligraths Heimath. Der Grund dieser Erscheinung liegt nicht, wie bei Andern, vielleicht an einer Übersättigung und Ermüdung des Dichters, hervorge-

gangen aus fruchtlosen Kämpfen und langer Bewegung in den heimischen Zuständen; bei Freiligrath ist dies noch ganz jener jugendliche Zug und Drang in die Ferne, der einem kindlichen Volke innewohnt, ein Gegenfüßler des an die Scholle knüpfenden Heimwehs, ein Weh nach den Wundern einer neuen, nur dunkel geahnten Welt, die in den Märchen der Knabenjahre und in den Sagen der Reisenden anklingt — kein fremdartiges, unnationales Element, es ist jene selbe Sehnsucht, die die Hohenstaufen gen Italien, die Kreuzritter an das heilige Grab zog, ein Schatten davon, ein Nachhall. Man erklärt sich dieses leicht. Der Knabe Freiligrath wuchs auf in den beschränktesten Umgebungen; der Horizont seiner Nächsten ging nicht über die Berge von Lippe-Detmold hinaus. In dieser von allem geistigen Austausch oder äußerer Befruchtung entblößten Abgeschiedenheit verschlang die brennende Phantasie des Knaben Reisebeschreibungen, Entdeckungen, See- und Landabenteuer mit einer ursprünglichen, jedem Menschen angebornen, bei dem Dichter potenzirten Hast und Lust am Fremden, Fernen. Diese ersten Eindrücke verwischen sich niemals. Die ganze Persönlichkeit, die gereifte Dichtung des F. Freiligrath ist bis zur heutigen Stunde aus jenem Stadium des Robinson Crusoe nicht herausgekommen; beständig zieht sie die Segel auf und sieht in das blaue Meer oder steigt auf den breiten Rücken des Dromedars

und klimmt über den breiteren des Atlas. Es ist jene traditionelle Sehnsucht nach den Märchen und Wundern der Ferne, jene Sehnsucht, die zuerst in Le Vaillant's Reisen und in der Bilderbibel ihre erhitzende Nahrung fand und hernach durch den Aufenthalt in einer großen Seestadt, in Amsterdam, neue Nahrung empfing."

In dieser ersten Sammlung seiner Gedichte gehört des Verfassers Muse also ganz der beschreibenden Lyrik an. Hierzu sind auch die meisten der Übertragungen aus anderen Sprachen zu nehmen, welche er arbeitete; dieselben sind in der Regel als schon gelungen zu betrachten, unterscheiden sich sehr wenig von den Originalen, und liefern einen großen Beweis von der Sprachgewandtheit des Dichters. — Mit dem „Glaubensbekenntniß" beginnt eine zweite Periode. Er verläßt die Romantik und geht zur politischen Poesie über. Daß dieser Übergang dieselbe Glut des Dichters an und für sich mitbedingt, die wir in seiner beschreibenden Lyrik gefunden, ist natürlich; daß diese Glut sich unendlich steigern mußte in den Behandlungen von Stoffen, die jetzt dem Dichter näher, ihm mehr am Herzen lagen, als die verlassenen Wüsten mit den Löwen und Palmen, ist noch begreiflicher. Darum haben wir eben bei Freiligrath diese Steigerung der Wärme seiner Empfindungen in der politischen Poesie; vom „Glaubensbekenntniß" mußte er zu dem „Ça ira!" übergehen, und von diesen

Gedichten wieder zu seinen noch neueren, er konnte nicht wieder zurück, und wollte es übrigens auch nicht. Es hat nicht leicht ein Buch einen so augenblicklichen, so umfangreichen und bedeutenden Eindruck gemacht, wie Freiligraths „Glaubensbekenntniß"; in Wahrheit ist das Buch in wenigen Tagen, kaum Wochen durch ganz Deutschland geflogen, und mit großer Begeisterung aufgenommen worden. Hier war die bei Freiligrath neue, unerwartete Poesie da. Mit einer Anspruchslosigkeit sonder Gleichen gab er ausführlich seinen ganzen Übergang — er schonte sich selbst nicht, und verlangte nur von seinen Lesern den Glauben, daß keines dieser Gedichte „gemacht", daß sie alle „geworden" sind. — Dem Glaubensbekenntniß folgten sechs Gedichte unter dem Namen „Ça ira!", diesem mehrere meist einzeln gedruckte Gedichte, und endlich zwei Hefte social-politischer Gedichte — sie alle gehören der vom „Glaubensbekenntniß" ab eingeschlagenen Richtung an. —

Wir haben von anderen Arbeiten Freiligraths noch die folgenden anzuführen.

Im Jahre 1840 gab er ein „Rolands Album" heraus. Die Entstehung desselben ist kurz die folgende: In der Sylvesternacht stürzte der Sturm die Ruine auf Rolandseck ein, Freiligrath forderte in einem Gedicht zu Beiträgen für den Wiederaufbau auf, es bildete sich ein Comité unter Leitung des Dombaumeisters Zwirner, und

der Bau des Bogens, wie wir ihn jetzt noch sehen, wurde rasch beendet. Im Interesse dieses Baus erschien das „Rolands Album". Als der Dichter erfuhr, daß die Ruine Eigenthum der Prinzessin Marianne von Preußen sei, entschuldigte er sich bei ihr für den Eifer, welchen er behufs des Wiederaufbau's entwickelt; die Prinzessin schenkte darauf 700 ℔, wofür eine Schule in dem Dorfe Rolandswerth am Fuße der Ruine gegründet wurde. — Ferner betheiligte sich Freiligrath an der Redaction des „rheinischen Odeons", der „rheinischen Jahrbücher", an der Herausgabe des „malerischen und romantischen Westfalens". Endlich gab er noch ein kleines Buch zur Erinnerung an Karl Immermann heraus. Der von ihm edirten Übersetzungen wird weiter unten gedacht werden.

Wir gehen auf die einzelnen poetischen Werke Freiligraths im besondern ein.

Freiligraths Gedichte liegen in zwölfter Auflage, 1851 bei Cotta in Stuttgart erschienen, vor uns. Wir haben im vorhergehenden bereits die individuellen Eigenthümlichkeiten der Freiligrathschen Poesie hinreichend besprochen, hier wollen wir dies und jenes aus den Gedichten anführen, was uns besonders bemerkenswerth erscheint. Der betreffende Band enthält ohngefähr zu zwei Drittheilen Originaldichtungen, welche der Dichter selbst in Tagebuchblätter, Balladen und Romanzen, Terzinen, Alexandrinern, vermischte Gedichte und Gelegentliches ein=

theilt. Das letzte Drittel enthält Übersetzungen aus dem Italienischen des Alessandro Manzoni; aus dem Französischen des Lamartine, Jean Raboul, Alfred v. Musset, Marceline Desbordes-Valmore, Auguste Barbier; endlich aus dem Englischen des S. T. Coleridge, Robert Southey, Ch. Lamb, J. Keats, Thomas Campbell, Walter Scott, Thomas Moore, Robert Burns und der Felicia Hemans.

Das Gedicht „Moos-Thee", vom Dichter mit dem Geburtsjahre 1826 bezeichnet, eröffnet die Sammlung. In einem Alter von 16 Jahren also schrieb es der Dichter; es ist bereits gefüllt von jener beinahe wilden Poesie voll von eigenthümlichen fremden Bildern, fremdklingenden Worten, welches wir so oft als ein charakteristisches Merkmal seiner Poesie finden. Ein eigenthümlicher Flug der Phantasie mußte es allerdings sein, welcher den kranken Jüngling, als er den aus isländischem Moos hergestellten Trank behufs seiner Heilung einschlürft, weit aus seinem engen Krankenstübchen hinweg, über Länder und Meere nach der Geburtsstätte des heilsamen Krautes führt, an den Fuß des Hekla, wo die Flammen aus dem Berge brechen, wo das Mondlicht scheint, wo die ganze gewaltige Erscheinung der hochnordischen Natur lebt. Der Schluß des Gedichtes macht den eigenthümlichsten Eindruck auf den Leser, der kranke junge Poet findet in der eigenen Brust etwas von diesen Feu-

erströmen und wie diese aus dem Hekla hervorbrechen, glühende Steine weitumherwerfend:

„So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr, und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen!"

Die „Amphitrite," im Mai 1832, also während des Dichters Aufenthalt in Amsterdam gedichtet, mag die erste Frucht jener Anschauung des Meeres, einer großen Seestadt, seiner ganzen fremden Umgebung gewesen sein, wie gleichfalls das bei weitem schönere, zu seinen besten zu rechnende Gedicht „die Auswanderer," welches um die gleiche Zeit entstanden ist. Wie gesagt gehört dies Gedicht zu den vorzüglichsten, welche er gedichtet; die schönste Verweisung auf ein neues jenseits des Oceans liegendes Vaterland wird darin verknüpft mit der Erinnerung an die alte verlassene Heimath, und dabei wird die eine wie die andere mit wenigen Zügen meisterhaft geschildert. Wir bemerken bei diesem Gedicht noch zuvor, daß es theils mancherlei Nachahmungen erfahren, theils vielleicht unwillkührlich diese und jene Seitenstücke, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen, erzeugt hat, z. B. Kinkels „Auswanderer des Ahrthals", und theilen das Gedicht als Probe selbst mit.

Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Heerd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' uud Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank.

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Des Heerdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimath Berge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais! —

Die nachfolgenden Gedichte, wie „der Schlittschuhlaufende Neger", „Meerfabel", „die Griechin auf der Messe", „Sandlieder" u. s. w. sind sämmtlich noch in Amsterdam entstanden, und gehören durchaus der früher angedeuteten Richtung an, auch das so bekannt gewordene „Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren" entstand damals, Alle diese Gedichte hat der Verfasser in die „Tagebuchblätter" gereiht, die Balladen und Romanzen beginnt er mit dem größern Gedicht „der Mohrenfürst", aus dem ein verunglücktes Bild, der bekannte Vers:

„Aus dem schimmernden, weißen Zelte hervor
Tritt der schlachtgerüstete, fürstliche Mohr;
So tritt aus schimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinsterte, dunkle hervor" —

besonders von Heinrich Heine mit schwerem Spott überschüttet wurde. Die zweite Abtheilung enthält im Weitern einige der schönsten Freiligrathschen Gedichte, unter andern „Der Blumen Rache", „Prinz Eugen, der edle Ritter", „Der Tod des Führers" und andere. „Der Blumen Rache" ist gewiß die Blüthe der Freiligrathschen lyrischen Poesie, es ist, beinahe schöner noch wie das von ihm aus dem Englischen übersetzte und später anzuführende Gedicht „der letzte Wunsch", welches allerorten, wo man es noch kennen lernte, des tiefsten Eindrucks nicht verfehlte. „Der Blumen Rache" erschöpft alle Kraft des Schönen, welche im Geist des Dichters ruht — nicht allein die Poesie hat ihm hier ihre stärksten Schwingen geliehen, man empfindet beim Lesen dieses Gedichtes beinahe außerdem auch noch dieselbe Wirkung, welche ein vorzügliches Gemälde, eine besonders schöne Musik hervorbringt, und hätte Freiligrath nur dieses eine Gedicht geschrieben, man würde ihn einen bedeutenden Poeten nennen müssen. — „Prinz Eugen" ist sehr werthvoll durch die naturgetreue, lebendige und warme Darstellung eines Heerlegers, „der Tod des Führers" ist ein ernstes, schönes Gedicht voll des ergreifendsten Inhalts. Das größere Gedicht „die seidne Schnur" gehört bereits zu denen der Freiligrathschen Muse, welche den allgemeinen Begriff, der innern Schönheit soweit verletzen, daß den unwandelbaren Gesetzen ächter Poesie Abbruch gethan

wird, das ganze Gedicht ist kühn entworfen, ein überraschendes Bild, endet aber gräßlich, und Gräßlichkeit kann nie Poesie heißen. Der Maler Jacobs in Gotha hat aus dem ersten Theil des Gedichtes den Stoff zu einem seiner schönsten Gemälde genommen; mit demselben zeigt er genau die Grenze an, wo in dem Gedicht die Poesie aufhört. Im spätern Verlauf unserer Darstellung werden wir übrigens noch auf schlimmere derartige Auswüchse der Muse unseres Dichters stoßen, hier wollen wir einige der erwähnten Gedichte als Probe mittheilen, es sei dies „der Blumen Rache", „Prinz Eugen" und „Meerfahrt."

Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tief gesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reichgeschmückte
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich! horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

Aus den Blüthenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschooß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin, wie Thau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes;
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb', ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Haldmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger:
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

Aus den Blättern der Narcisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt an's Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch ums Lager drehn und schwingen
Sich die andern wild im Kreise;
Drehn und schwingen sich und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen!

O wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schlanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen spielten,
Unserm Blüthenhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblüh'n, doch eh' wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!"

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch' ein Rauschen, welch' ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen;
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die Lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern —
Blumenduft hat sie getödtet!

„Prinz Eugen, der edle Ritter."

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lust'ge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken,
An den engen Sattelblöcken
Hangen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreich'sche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein Jeder,
Von den Tschako's weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornet.

Neben seinem müden Schecken
Ruht auf einer wollne Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

Vor acht Tagen die Affaire,
Hab' ich, zu Nutz dem ganzen Heere,
In gehör'gen Reim gebracht;
Selber auch gesetzt die Noten;
D'rum, ihr Weißen und ihr Rothen;
Merket auf und gebet Acht!"

Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle kräftige Chor!

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit in's Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart streichen,
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

Meerfahrt.

Da schwimm' ich allein auf dem stillen Meer;
Keine Welle rauscht, es ist eben und glatt.
Auf dem sandigen Grunde prächtig und hehr
Glänzt die alte, versunkene Stadt.

In alter verschollner Märchenzeit
Verstieß ein König sein Töchterlein;
Da lebt es über den Bergen weit
Im Walde bei sieben Zwergen klein.

Und als es starb durch des Giftes Kraft,
Ihm eingeflößt von der Mutter arg,
Da legt es die kleine Genossenschaft
In einen krystallenen Sarg.

Da lag es in seinem weißen Kleid,
Bekränzt mit Blumen, duftend und schön;
Da lag es in seiner Lieblichkeit,
Und sie konnten es immer sehn.

So liegst du in deinem Sarg von Krystall,
Du geschmückte Leiche, versunknes Julin!
Der spielenden Flut durchsichtiger Schwall
Zeigt deiner Palläste Glühn!

Die Thürme ragen düster empor,
Und geben schweigend ihr Trauern kund;
Die Mauer durchbricht das gewölbte Thor,
Es schimmern die Kirchenfenster bunt.

Doch in der schauerlich stillen Pracht
Keines Menschen Tritt, keine Lust, kein Spiel;
Auf Straßen und Märkten ungeschlacht
Treibt sich das frische Gewühl.

Sie glotzen mit glasigen Augen dumm
In die Fenster und in die Thüren hinein;
Sie sehn die Bewohner schläfrig und stumm
In ihren Häusern von Stein.

Ich will hinunter! ich will erneu'n
Die versunkene Pracht, die ertrunkene Lust!
Die Zauber des Todes will ich zerstreu'n
Mit dem Odem meiner lebendigen Brust!

Hinab! — nicht rudert er fürder! Schlaff
Und reglos sinken ihm Arm und Fuß:
Über seinem Haupte schließt sich das Haff;
Er entbietet der Stadt seinen Gruß.

Er lebt in den Häusern der alten Zeit,
Wo die Muschel blitzt, wo der Bernstein glüht.
Unten die alte Herrlichkeit,
Oben ein Fischerlied.

Die „Terzinen" bringen nur zwei Gedichte, „die irische Witwe" und „die Griechin." In dem erstern Gedicht schildert der Poet eine gräßliche That, deren Kunde ihm die Zeitung brachte, wie ein Priester in Irland mit Soldatengewalt den Zehnten eintreibt und wie dabei auf sein Geheiß der einzige Sohn einer Witwe erschossen wird. Die heiße Schmerzensglut des Dichters ob dieser Schandthat ist ihm aus dem Herzen heraus gezeichnet — das verletzte Menschenthum ruft ihn, die Schändlichkeit

des mordenden Priesters der Mitwelt zu verkünden, und er thut es mit erhaben schönem Zorn, mit edlen Worten:

— — — — Ha, was ist das? — Gott!
Es läuft mir kalt durch Adern und Gebeine.
Täuscht mich ein Traum? bin ich des Schreibers Spott?
Nein, es ist wahr! es hat sich zugetragen!
Acht Tage sind es kaum! ich hör' den Trott
Der Reiter noch, die nach der Hütte jagen!
Hört: weil ein irisch Weib, in Witwennöthen,
Den Zehenten nicht zeitig abgetragen,
Ließ ihr den einz'gen Sohn ein Priester — tödten!
Fünf Pfund! — ein Priester! einer Witwe Sohn!
Die Lippe bebt mir, aber nicht zu beten,
Und die von selbst geballten Fäuste drohn.
Ohnmächtig Zürnen! nennt es nicht so! — ward
Das Wort mir nicht, zu züchtigen den Frohn?
Dies Blatt ist einzig für die Gegenwart,
Den Augenblick, fort weht es mit der Stunde!
Doch um den Dichter drängen sich geschaart
Die Enkel noch; was er mit seinem Munde
Gebrandmarkt, bleibt es; mächtig dringt das Lied
In Ohr und Herzen, sorgend, daß die Kunde
Nicht untergeht — Von Zornesloh durchglüht,
Wollt' ich das Bild mit seinen kleinsten Zügen —
Da liegt der Sohn; starr, blutig jedes Glied!
Der knie'nden Mutter greise Haare fliegen! —
Euch augenblicklich vor die Seele stellen,
Treu, Strich für Strich, und keiner sollte lügen. u. s. w.
— — — — —

Die „Alexandriner“ enthalten einige Gedichte, welche von jener Wildheit der Bilder erfüllt sind, die wir dem Dichter bereits zum Vorwurf gemacht haben. „Afrikanische Huldigung,“ „Am Kongo“ und „Scipio“ sind in einer Stunde entstanden, wo der Muse Kuß des Dichters Stirn nicht berührt, wo sie sich vielmehr schaudernd von ihm wandte. Diese Verse sind wahrhaft unangenehm, denn die Gräßlichkeit der Darstellung hat alle Poesie verscheucht. Wir begreifen diese Mißstimmung des Dichters nicht — wie abscheulich unter Anderm ist der Schluß des Gedichtes „Scipio,“ wo der Sclave seinem Herrn aufzählt, wie reich er sei, wie ihm Sclaven und Schiffe und Pferde, die Reize der Tafel, die Reize der sinnlichen Liebe und vieles Andere zu Gebote stehen, nur einen, den größten aller Genüsse, kenne er nicht — er habe noch niemals Menschenfleisch gegessen! Dies Gedicht, wenn wir es überhaupt so nennen dürfen, ist jedenfalls das aus der ganzen angedeuteten Richtung, welches den unangenehmsten, einen recht schlimmen Eindruck macht. Die Wahl eines solchen Stoffes macht dem Dichter wenig Ehre, und er hätte besser gethan, es wenigstens nicht zu veröffentlichen. — Das werthvollste aus den „Alexandrinern“ ist „der Scheik am Sinai,“ ein Gedicht voll lebendiger Darstellung, blühender Farben, spannenden Inhalts. Es mag hier als Probe folgen.

Der Scheik am Sinai.

Im Spätjahr 1830.

„Tragt mich vor's Zelt hinaus sammt meiner Ottomane!
Ich will ihn selber sehn! — Heut kam die Karavane
Aus Afrika, sagt ihr, und mit ihr das Gerücht?
Tragt mich vor's Zelt hinaus! wie an den Wasserbächen
Sich die Gazelle letzt, will ich an seinem Sprechen
Mich letzen, wenn er Wahrheit spricht".

Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre:
„Auf Algiers Thürmen weht, o Greis! die Tricolore,
Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon;
Durch seine Gassen dröhnt früh Morgens die Reveille,
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille;
Die Franken kommen von Toulon!

Gen Süden rückt das Heer in blitzender Kolonne;
Auf ihre Waffen flammt der Barbaresken Sonne,
Tuneser Sand umweht der Pferde Mähnenhaar.
Mit ihren Weibern fliehn die knirschenden Kabylen;
Der Atlas nimmt sie auf, und mit dem Fuß voll Schwielen
Klimmt durch's Gebirg der Dromedar.

Die Mauren stellen sich; vom Streit gleich einer Esse
Glüht schwül das Defilé, Dampf wirbelt durch die Pässe;
Der Leu verläßt den Rest des halbzerriss'nen Reh's.
Er muß sich für die Nacht ein ander Wild erjagen —
Allah! — Feu! En avant! — Keck bis zum Gipfel schlagen
Sich durch die Aventuriers.

Der Berg trägt eine Kron' von blanken Bajonetten;
Zu ihren Füßen liegt das Land mit seinen Städten
Vom Atlas bis an's Meer, von Tunis bis nach Fez.
Die Reiter sitzen ab; ihr Arm ruht auf den Croupen;
Ihr Auge schweift umher; aus grünen Myrthengruppen
Schau'n dünn und schlank die Minarets.

Die Mandel blüht im Thal; mit spitzen dunklen Blättern
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern,
Gesegnet ist das Land des Bey's von Tittery.
Dort glänzt das Meer; dorthin liegt Frankreich. Mit den bunten
Kriegsfahnen buhlt der Wind. Am Zündloch glühn die Lunten;
Die Salve kracht — so grüßen sie"!

„Sie sind es!" ruft der Scheik — „ich focht an ihrer Seite,
O Pyramidenschlacht! o Tag des Ruhms, der Beute!
Roth, wie dein Turban, war im Nile jede Furt. —
Allein ihr Sultan? sprich!" er faßt des Mohren Rechte;
„Sein Wuchs, sein Gang, sein Aug? sahst Du ihn im Gefechte?
Sein Kleid?" — der Mohr greift in den Gurt.

""Ihr Sultan blieb daheim in seinen Burggemächern;
Ein Feldherr trotzt für ihn den Kugeln und den Köchern;
Ein Aga sprengt für ihn des Atlas Eisenthür.
Doch ihres Sultans Haupt sieh'st Du auf diesem blanken
Goldstück von zwanzig Francs. Ein Reiter von den Franken
Gab es beim Pferdehandel mir!""

Der Emir nimmt das Gold und blickt auf das Gepräge,
Ob dies der Sultan sei, dem er die Wüstenwege
Vor langen Jahren wies; allein er seufzt und spricht:
"Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht.

Wir kommen zu der vorletzten Abtheilung der Original-Gedichte, zu den "vermischten Gedichten". Diese Abtheilung ist unendlich reich an schönen Producten unseres Dichters — unter anderen enthält sie die ächt Freiligrathschen Poesien der Wüste, wie "Ammonium", "Löwenritt", "Gesicht des Reisenden", "Unter den Palmen", "Mirage" — sodann das wunderschöne Gedicht zur Erinnerung Platens "Odysseus", und eine der werthvollsten seiner Gaben, den "ausgewanderten Dichter", welche der Dichter selbst "Bruchstücke eines unvollendeten Cyklus nennt. Wir finden in dieser Abtheilung auch das schöne, so oft angeführte Gedicht "die Bilderbibel", eine förm-

liche Elegie eines alten Bilderwerkes, welches dem Dichter in seiner Kindheit Tagen die erste Anschauung von fremden Ländern und fremden Menschen gab. Wie schön ist der Eingang des Gedichts:

„Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeschlagen
Von andrer Lieben Hand;
Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den spielvergeßnen Knaben
Nach Morgenland versetzten:
Du schobst für mich die Riegel
Von ferner Zone Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! Durch dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm', Kameel und Wüste,
Und Hirt und Hirtenzelt u. s. w. u. s. w."

Eins der nächsten Gedichte dieses Abschnitts ist das unter der Überschrift „Meine Stoffe" — eine Vertheidigung des Dichters gegen den Vorwurf, daß ihn die Muse stets aus der Heimath nach dem fernen Wüstenlande führe, daß er sich nicht um der Heimath Glück oder Noth kümmere u. s. w., die indeß ziemlich dürftig ausfällt. Er weist die Aufforderung, seine Muse nach

der Heimath zurückkehren zu lassen, von sich und schließt mit dem nichtssagenden Verse:

„O könnt' ich folgen eurem Rath!
Doch düster durch versengte Halme
Wall' ich der Wüste dürren Pfad; —
Wächst in der Wüste nicht die Palme?"

Glücklicherweise ist unser Dichter später doch von diesem Wege abgegangen und ist mit seinen Poesien der Heimath treuer geworden.

Von diesen Wüstenliedern wollen wir einige wenige als Probe mittheilen, vor allem den so berühmt gewordenen „Löwenritt", das „Gesicht des Reisenden", „Unter den Palmen" und „Mirage". Zu dem „Löwenritt" fand er den Stoff wohl in Pringles the lion and the giraffe; in dem Gedicht „Unter den Palmen" ist dem Dichter ein falsches Bild in die Feder gekommen: es heißt im ersten Verse:

„Mähnen flattern durch die Büsche" — —

Tiger und Leopard, von denen hier die Rede ist, haben indeß keine Mähnen. — Hier folgen die angegebenen Gedichte.

Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkrale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karrou,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh' dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nakte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre, mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch' ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und fliegt gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen! rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüst klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchte Israel im Lande Yemen
Führte wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Tromba in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen,
Rastlos bis die Kraft ihm schwindet, muß ihn die Giraffe tragen.
Gegen einen solcher Räuber hilft kein Bäumen, hilft kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Über Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen.
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

Gesicht des Reisenden.

Mitten in der Wüste war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekomm'ner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; statt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.

Meinen Kaftan ausgebreitet halt' ich über Brust und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine
Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebund'nen
Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurf-
geschosse.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein
folgen trüber
Dämm'rung Schatten; Wüstenthiere jagen aufgeschreckt vor-
über.
Schnaubend bäumen sich die Pferde; unser Führer greift
zur Fahne;
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: Herr, die Geisterkaravane! —

Ja, sie kommt vor den Kameelen schweben die gespenst'-
schen Treiber;
Üppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen — sausend sprengen sie
nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? — immer
mehr? wer kann sie zählen?
Weh', auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandeln sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.

Denn dies ist die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut' vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich schaaren, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! — noch sind die letzten nicht an uns vorbeigezogen;
Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen.
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandeb-Enge
Saus'ten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

Haltet aus, die Rosse schlagen! jeder Mann zu seinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderheerde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Bestattern.
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher! —
Seht, es dämmert schon! ermuth'gend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

Unter den Palmen.

Mähnen flattern durch die Büsche; tief im Walde tobt der Kampf.
Hörst du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Gestampf?
Steige mit mir auf den Teebaum! Leise! daß des Köchers Klingen
Sie nicht aufschreckt! Sieh' den Tiger mit dem Leoparden ringen!

Um den Leichnam eines Weißen, den der Tiger überfiel,
Als er schlief auf dieses Abhangs scharlachfarb'gem Blumenpfühl,
Um den Fremden, seit drei Monden unsrer Zelte stillen Bürger
Der nach Pflanzen ging und Käfern, streiten die gescheckten Würger.

Weh', kein Pfeil mehr kann ihn retten! schon geschlossen ist sein Aug'!
Roth sein Schlaf, gleichwie die Blume auf dem Fackeldistelstrauch!

Die Vertiefung auf dem Hügel, drin er liegt, gleicht einer Schale,
Voll von Blut, und seine Wange trägt des Tiegers Klauenmale.

Wehe, wie wird deine Mutter um dich klagen, weißer Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an;
Aber dessen linke Tatze ruht auf des Erwürgten Leibe,
Und die Rechte hebt er drohend, daß den Gegner er vertreibe.

Siehe, welch ein Sprung! — der Springer hat des Todten Arm gefaßt;
Zerrend flieht er, doch der Andre läßt nicht von der blut'gen Last.
Ringend, ungestüm sich packend, stehn sie auf den Hinterpranken,
Aufrecht zwischen sich den starren, mit emporgerafften Blanken.

Da — o sieh', was über ihnen sich herabläßt aus dem Baum;
Grünlichschillernd, offnen Rachens, an den Zähnen gift'gen Schaum! —
Riesenschlange, keinen Einz'gen lässest du den Raub zerreißen!
Du umstrickst sie, du zermalmst sie — Tiger, Leoparden, Weißen!

Mirage.

Mein Auge mustert unruhvoll des Hafens wimpelreich Revier,
Doch deines richtet lächelnd sich auf meines Hutes Federzier.
„Von deinen Wüsten hör' ich gern in einer meerumrausch=ten Jacht;
Ein Bild aus dem Gebiete drum, das diesen Schmuck her=vorgebracht!"

Wohlan! ich lege meine Stirn in's Hohle meiner rechten Hand!
Die Wimper fällt, die Schläfe fliegt — sieh' da, der Öde glüh'nder Sand!
Die Lagerplätze grüßen dich des Volks, dem ich entspros=sen bin;
In ihrer brand'gen Witwentracht tritt die Sahara vor dich hin.

Wer trabte durch das Löwenland? von Klau'n und Hu=fen zeugt der Kies.
Tombuktu's Karavanenzug! — am Horizonte blitzt der Spieß!
Die Banner weh'n, im Staube schwimmt des Emirs pur=purn Ehrenkleid,
Und des Kameeles Haupt entragt dem Knäul mit ernster Stattlichkeit.

Sie reiten im gedrängten Troß, wo sich vermengen Sand
und Luft;
Sieh' da, verschlungen hat sie schon der Ferne schwefelfarb-
ner Duft!
Allein verfolgen ohne Müh' kannst du der Flücht'gen breite
Spur:
Was sie verloren, Mal an Mal durchschimmert es die Kör-
nerflur.

Das erste — wie zum Meilenstein daliegt's; ein todtes
Dromedar!
Auf dem Gestürzten, federlos die Hälse, sitzt ein Geierpaar;
Sie zieh'n das lang entbehrte Mahl dem prächt'gen Turban
drüber vor,
Den in des Rittes wilder Hast ein junger Araber verlor.

Und nun: Schabrakenstoff umfliegt der Tamariske dorn'-
gen Strauch:
Daneben, staubig und geleert, ein jäh' geborstner Wasser-
schlauch; —
Wer ist es, der den Klaffenden wahnsinnigen Blicks mit
Füßen tritt?
Es ist der dunkelhaarige Scheik des Landes Biledulgerid.

Die Nachhut schließend, fiel sein Roß; er blieb zurück, er
ward versprengt.
Verlechzend hat sein Lieblingsweib an seinen Gürtel sich
gehängt.

Wie blitzte jüngst ihr Auge noch, als er sie vor sich hob
auf's Pferd!
Nun schleift er durch die Wüste sie, wie man am Gurte
schleift ein Schwert.

Der heiße Sand, den Nachtens nur der zott'ge Schweif
des Löwen schlägt,
Er wird vom flutenden Gelock der Regungslosen nun gefegt!
Er fängt sich in der Haare Schwall, er sengt der Lippe
würz'gen Thau;
Mit seinen Kieseln röthet er die Knöchel der erschöpften Frau.

Und auch der Emir wankt; — das Blut in seinen Pul-
sen quillt und kocht,
Sein Auge strotzt, und seiner Stirn blau schimmerndes
Geäder pocht.
Mit einem letzten brennenden Kuß erweckt er die Fezzanerin,
Und plötzlich dann mit wildem Fluch in's Unwirthbare stürzt
er hin.

Sie aber sieht sich wundernd um. — Ha, was ist das?
„Du schläfst, Gemahl?
Der Himmel, der von Erze schien — sieh' da, er kleidet sich
in Stahl!
Wo blieb der Wüste lodernd Gelb? — wohin ich schaue,
blendend Licht!
Es ist ein Schimmern, wie des Meers, das sich an Algiers
Küste bricht!

Es blitzt und brandet wie ein Strom; es leckt herüber feucht und kühl!
Ein ries'ger Spiegel funkelt es; — wach' auf, es ist vielleicht der Nil!
Doch nein, wir zogen südwärts ja; — so ist es wohl der Senegal?
Wie, oder wär' es gar das Meer mit seiner Wasser sprüh'ndem Schwall?

Gleichviel! 's ist Wasser ja! Wach' auf! Am Boden schon liegt mein Gewand.
Wach' auf, o Herr, und laß uns ziehn, und löschen unsrer Weiber Brand!
Ein frischer Trunk, ein stärkend Bad, und uns durchsiedet neue Kraft!
Die Veste drüben, hochgethürmt, beschließe bald die Wanderschaft'!

Um ihre grauen Thore fliegt scharlachner Fahnen trotzig Weh'n;
Von Lanzen starrt ihr schart'ger Rand, und ihre Mitte von Moskeen!
Auf ihrer Rhede tummelt sich hochmast'ger Schiffe stolze Reih',
Und jene Pilger füllen ihr Bazar und Karavanserai.

Geliebter, meine Zunge lechzt! wach' auf, schon naht die Dämmerung!" —
Noch einmal hob er seinen Blick; dann sagt' er dumpf: „die Spiegelung!

Ein Blendwerk, ärger als der Smum! bösart'ger Geister
Zeitvertreib" —
Er schwieg — das Meteor verschwand — auf seine Leiche
sank das Weib!

Im Hafen von Venedig so von seiner Heimath sprach
der Mohr!
Des Feldherrn Rede strömte süß in Desdemonens gierig
Ohr.
Auffuhr sie, als das Fahrzeug nun an's Ufer stieß mit jä-
hem Stoß —
Er führte schweigend zum Palast das einzige Kind Bra-
bantio's

Wir führen von den Gedichten dieser Abtheilung noch „Odysseus" an, und den „ausgewanderten Dichter." Das erstere Gedicht ist eine der edelsten Früchte von Freiligraths reichem Blüthenbaume der Poesie, in wunderschöner, lebendiger, echt poetischer Form eine Blume der Erinnerung, vom lebenden auf das Grab des todten Dichters gelegt. Der „ausgewanderte Dichter" gehört seinem Inhalte nach beinahe schon einer spätern Periode Freiligraths an, es ist dieses Gedicht ein förmliches Vorausnehmen dessen, was er später wohl oft genug in eignem Herzen empfunden. Die ergreifendste Schilderung der verschiedenen Situationen des ausgewanderten Dich-

ters, wie sie in diesem Freiligrathschen Gedichte herrscht, ist wohl kaum je übertroffen worden. Wir geben beide Gedichte hier als Probe.

Odysseus.

Sei gegrüßt, o südlich Fahrzeug, sei gegrüßt mir hoch im Norden!
Bärt'ge Männer, fremd gekleidet, stehn auf deinen hohen Borden.

Und der Sprache, die sie reden, goldgeschriebne Zeichen melden
Über den Kajütenlucken mir den Namen eines Helden!

Jenes Dulders, welchen lange Sturm und Götterzorn verschlugen,
Bis ihn im Fäakenschiffe heim zuletzt die Wogen trugen.

Bärt'ge Männer, schlanke Rudrer, seit denn ihr auch nicht Fäaken?
Holz von Corfu dieser Mastbaum! Lein von Scheria dies Laken?

Dieses Segl sah von ferne Neritons belaubte Gipfel;
Rauschten, waldige Zakynthos, ihm nicht Fahrwind deine Wipfel?

Sahen es, geschaart am Ufer, schimmern nicht die Lot[illegible]-sagen?
Wer, an diesen Mast gebunden, hörte die Sirenen klagen?

Klar in meiner Seele wieder läßt, was ich von jenem alten
Irrenden Odyssens hörte, dieser neue sich gestalten.

Doch nicht will ich in Homeros reiche Welt mich jetzt versenken,
Nicht des Dulders Fahrten folgen, oder etwa dies bedenken:

Wie, da längst der Griechen Schriftthum mir verschließt ein dreifach Siegel,
Heut ein griechisch Wort ich wieder las — auf eines Schiffes Spiegel;

Wie mir, ach! das Buch des Wissens dunkel blieb auf vielen Blättern,
Aber wie das Buch des Lebens vor mir liegt mit farb'gen Lettern;

Dies, und was daran sich knüpfte, will ich itzo nicht erwägen;
Denn die Brigg erschallt von Liedern und die Fluth von Ruderschläge,

Die mir sagen: mache diesen Inselfürsten dich zum Boten; —
Wohl, Odysseus, sei mein Bote! sei gesandt an einen Todten!

Aber such' ihn nicht, wie jener, an des Schattenreiches Pforten!
Schrägen Masts vorübersause jenen schauerlichen Orten!

Wo Trinakrias Gestade sich erheben aus der Welle,
Dort, nicht fern von den Kyklopen, ist am Ufer eine Stelle.

Dort von Blumen leis umflüstert und von immergrünen Zweigen,
Wird ein frisches Grab, Odysseus, deinen Wimpeln bald sich zeigen!

Diesem — hört es, ihr im Tauwerk, braune, trotzige Gesichter! —
Diesem gelten meine Grüße: in ihm ruht ein deutscher Dichter!

Ruht ein Dichter, dem, wie Wen'gen, Dichterfeu'r im Herzen brannte —
Wehe, daß mit seinem Volke hadernd, er sich von ihm wandte!

Weh' — doch nein, in deinem Grabe schlummre jetzo du in Frieden!
Seiner Muse letzte Boten, seit ihm Wächter, Abassiden!

Und in's Klirren eurer Schwerter, Abbas kriegerische Söhne
Lasset Theokritos' Hirten mischen ihrer Flöten Töne!

Daß er süß und ruhig schlummre, dem dies frühe Grab geworden!
Dieses ferne! Tief im Süden schwieg, deß Lied erfüllt den Norden.

Laute Trauer bei der Botschaft hat das deutsche Land durchzittert,
Einer Aeolsharfe glich es, die ein Windstoß jäh erschüttert.

Und wie sonst auch man gerichtet, Alles jetzt wich diesem Einen:
Seinem Irren zu vergeben, sein Verstummen zu beweinen.

Wüßt' er es! und o vernähm' er über's Meer auch meine Klagen!
Fangt sie auf, ihr falt'gen Segel, gen Sicilien sie zu tragen!

Dort am Ufer laßt sie tönen; meldet euch mit leisem Rauschen!
Der Verbannte dem Verbannten; gern wird euch der Todte lauschen;

Bläht euch denn! mir aber meldet, wenn ihr kehrt, vom West gekräuselt,
Ob, als ew'ge Kron', ein Lorbeer über diesem Grabe säuselt!

Eil', Odysseus! Aufgewunden deine Anker! frisch von hinnen!
Fliege, bis du schimmern siehest Syracusas goldne Zinnen!

Der ausgewanderte Dichter.

Bruchstücke eines unvollendeten Cyklus.

Die Tanne fäll' ich, drauf die Adler horsten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte schüttelnd.
Ich wohne fürder einsam in den Forsten,
Die Menschen fliehend und die Föhren rüttelnd.

Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege;
Von keinem Heerde bin ich dort geschieden
Mein erstes Haus, mit Hammer und mit Säge,
Bau' ich mir selber bei den Atlantiden.

Kunstlos und rauh; vom Felsen reiß' ich Farren
Und ander Kraut, daß ich die Fugen stopfe;
Die moos'ge Rinde laß ich an den Sparren;
Dumpf durch die Schlucht dröhnt meiner Axt Geklopfe.

Ein leises Wehn spielt mit den dürren Blättern —
Geist dieser Wälder, sei mit meiner Hütte,
Daß sie Orkan und Blitze nicht zerschmettern,
Daß sie der Schnee des Berges nicht verschütte!

Daß ihr Gebälk kein feindlich Beil zerhaue,
Daß lange Zeit die Sonn' ihr Dach vergülde,
Daß sie nicht gleich sei dieser Spur der Klaue
Des Elennthieres auf dem Schneegefilde!

In einer solchen Werkstatt ist gut zimmern.
Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze,
Die Büsche blitzen und die Zweige schimmern,
Und jede Tann' ist eine starre Lanze.

Mit ries'gem Nacken an den Himmel stemmen
Die Berge sich; still, doch belebt die Auen.
Am Strome drüben, auf den schnee'gen Dämmen,
Seh' ich den Biber seine Hütten bauen.

Fern aus dem Dickicht ragt's gleich Renngeweihen;
Der Bison bückt sich, daß den Schnee er lecke;
Das Birkhuhn schwirrt, und von der Hinde scheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Flockendecke.

Der bunte Luchs tritt dreist aus seiner Höhle,
Der Trab des Elenns donnert durch die Föhren.
Ein neues Lied geht auf in meiner Seele:
Ich dicht' es hämmernd — doch wer wird es hören?

Hinaus, hinaus! der Frühling ist gekommen.
Der Schnee des Winters rieselt von den Kuppen,
Der Aligator ist ans Land geschwommen,
Und sonnt am Ufer seine grünen Schuppen.

Die Fische springen und die Vögel schlagen;
Die Knospen bersten und die Kräuter schießen;
Die Wipfel all, auf denen Tauben klagen,
Streu'n ihre Blüthen flüsternd mir zu Füßen.

Die Hirsche wandeln thalwärts mit den Kühen;
Die Auerhähne schütteln ihre Kämme;
Mit ihrem Hofstaat durch die Büsche ziehen
Die Königinnen wilder Bienenstämme.

Wird mir auch Honig von den Bäumen träufen?
Frisch in den Wald! umduftet mich, ihr Ranken,
Und letzet mich! — Ein Weisel will ich schweifen,
Umschwärmt von meinem Hofstaat, den Gedanken.

Oft wandl' ich Abends auf die steilsten Höhen,
Einsam mit meiner Lieb' und meinem Grimme,
Zu meinen Füßen die gewalt'gen Seen —
Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.

Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freunden hundertmal gesungen,
In diese Wälder hab' ich sie getragen,
Drin nie zuvor ein deutsches Lied erklungen.

Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
Wie flüsterten der alten Bäume Wipfel,
Als sie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!

Wie stutzeten und hoben ihre Hörner
Die Hirsch' im Thal, als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben!

O, schmerzlich wohl klang manches mir, dem Wandrer!
Hier Heimathlieder! — dennoch, als sie klangen,
Stand ich ein Orpheus — mit den Liedern Andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

Ich lag heut' Nacht in süßen, stillen Träumen
Von meiner Heimath und von meinen Lieben,
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünschte, daß sie mich begrüben.

Der Todten und der Lebenden Gestalten,
Sie traten vor mich: „O, daß Keiner zürne,
Daß ich ihn ließ!“ — Da jäh von einer kalten
Hand fühlt' ich leis berühret meine Stirne.

Ich fuhr empor; es war mein Jagdgefährte:
„Du schliefst wohl tief, daß gar nichts du vernommen!
Komm! denn wir sind den Bisons auf der Fährte,
Und durch den Winipeg sind sie geschwommen.“

Im bleichen Osten fing es an zu tagen;
Das Stromthal dampfte, eine Nebelkufe,
Wir ritten aus, das Elennthier zu jagen,
Die Waldung scholl vom Dröhnen unsrer Hufe.

Bald auch gefunden hatten wir die Heerde;
Sie barst durch's Laub, von jäher Furcht ergriffen.
Wir machten Halt, wir zügelten die Pferde,
Wir legten an, und zwanzig Kugeln pfiffen.

Doch keines Hornes schaufelförm'ge Krone
Versank, getroffen, in des Truppes Welle;
Sie schüttelte den Nacken, wie zum Hohne,
Und stürmte fort, verdoppelnd ihre Schnelle.

Im Blättermeere war sie bald verschwunden;
Allein des Grases blut'ger Thau bewährte,
Daß eine Kugel doch ihr Ziel gefunden.
Drum ging es hitzig weiter auf der Fährte.

Wir folgten ihr auf offnen Waldespfaden;
Dann aber plötzlich theilte sich die frische;
Zum Strome blutlos, ging der eine Faden,
Der andre, blutig, schlug sich in die Büsche.

Ein einzig Thier nur war hier abgegangen.
Der Führer sann, und sagte drauf den Leuten:
„Folgt ihr der Hauptspur durch das Thal der Schlangen,
Ich will mit diesem auf der Blutspur reiten.“

Und so geschah es; — mit einander spornen
Die Rosse wir seitabwärts nach den Gründen;
Geknickte Gräser, blutgefärbte Dornen
Sind uns genug, die rechte Bahn zu finden.

Er sprach indeß: „Empfängt das Elenn Wunden,
Und fühlt es nahn den Tod in seiner Herbe,
Dann flieht es scheu die Heerde der Gesunden,
Und birgt im Forst sich, daß es einsam sterbe.

In abgelegnen, laubverhüllten Schluchten,
Auf einer dunkeln, moosbewachsnen Stätte,
Die Felsenstücke jäh und wild umbuchten,
Da sucht es blutend sich ein Sterbebette.

Siehst du den Geier über jenen Tannen?
Auf unser Wild bald senkt er das Gefieder:
Es lüstet ihn das Elenn der Savannen —
Dort, sollst du sehen, stürzt' es leblos nieder."

Und wahr erwies sich, was er kaum gesprochen;
Wir fanden's liegen, knochig, stark gelendet.
Die braunen Augen glanzlos und gebrochen —
Fern seinen Brüdern war es hier verendet.

In diese Wildniß, die kein Beil gelichtet,
Die nie durchzuckt der Sonne mildes Lächeln,
In diese Wildniß hatt' es sich geflüchtet;
Sie nur vernahm des Elennthieres Röcheln.

Der Führer jetzo ließ zu dreien Malen
Durch die Gebüsche seinen Jagdruf tönen; —
Ich dachte schmerzlich meiner eignen Qualen:
Hier starb das Thier — hier rinnen meine Thränen!

Ich bin nun lange drüben wohl vergessen;
Wer jetzt noch lauschte meinen ersten Klängen?
Ich wäge sinnend meine Wehr, indessen
Gewappnet Andre in die Rennbahn sprengen.

Im Geist erblick' ich ihrer Rosse Bäumen
Und ihrer Helme Federbuschgezitter;
Es rasselt mich aus meinen tiefsten Träumen
Der Klang des Schwertes, das sie schlägt zum Ritter.

Nehmt hin den Dank! — ich hab' ihn abgeschworen! —
Und doch — beim Blitzen eurer Harnischzierde
Und beim Erklirren eurer goldnen Sporen
Erwacht in mir die alte Kampfbegierde.

Denn nicht verrosten ließ ich meine Waffen;
Ich weiß sie rüst'ger, als vordem zu schwingen.
Noch einmal möcht' ich mich zusammenraffen,
Und auf dem alten Tummelplatze ringen.

Mein Schwert geschliffen hab' ich in der Oede;
Bewehrt mit Liedern, ballt sich meine Rechte;
Ich bin bereit zu einer Geistesfehde —
Wie, wenn ein Schiffer mein Cartel euch brächte?

Wohlan! zum Wettstreit meine Lenden gürt' ich
Ihr, in den Schranken, prüfet meine Wehre!
Sprecht zu den Rittern: „er ist ebenbürtig:
Sein Tomahawk ist würdig eurer Speere!“

Und als wir watend durch die Furt nun setzten,
Voran den Führer, den vorsicht'gen Schreiter,
Da spornte jenseits einen schaumbenetzten,
Langmähn'gen Rappen ein Savannenreiter.

Gedrungne Formen, Glieder wie von Erze,
Lichtblaues Jagdhemd mit scharlachner Franze,
Buntfarb'ges Tüchlein um des Haares Schwärze —
So kam er näher mit gefällter Lanze.

Im Flug nur, schien es, wollt' er uns betrachten;
Umsonst hinüber sandt' ich Ruf und Zeichen.
Er sah mich winken, ohne drauf zu achten,
Wandte sein Roß, und trat es in die Weichen!

Flog dann hinan des Ufers jähe Treppe,
Daß Kies und Mergel dran herunter klirrten.
Es war ein Creek, ein Beduin der Steppe; —
Glück zu! noch heute wirst du dich entgürten!

Dann wird dein Weib dir deine Kinder bringen;
Sie streicheln furchtlos deines Thieres Mähne;
Die Buben sagen: „Vater, laß es springen!“
Und ziehn ihm dreist den Knebel durch die Zähne.

Du aber wirst an deinen Heerd dich setzen,
Und deine Gattin mit der Ferne Bildern
Und mit den Wundern deiner Züge letzen,
Vielleicht die Jäger auch im Strome schildern.

Die jetzt erreichen triefend das Gestade: —
Sieh' da die Grasbahn, die dein Roß gegangen!
Wohl find' ich Hütten, folg' ich diesem Pfade —
Doch, ach! wie dich wird keine mich empfangen!

Ich sonne mich im letzten Abendstrahle,
Und leise säuselt über mir die Rüster.
Du jetzt, mein Leben, wandelst wohl im Saale,
Der Teppich rauscht, und strahlend flammt der Lustre.

Und Alles naht sich, feiernd dich zu grüßen,
Und Alles huldigt deiner milden Schöne,
Sie legen Alles, Herrin, dir zu Füßen,
Auf daß dein Lächeln diesen Abend kröne.

O, laß es dringen auch in diese Wildniß;
Send' es herüber tausende von Meilen!
Vor meine Seele treten laß dein Bildniß;
Zuckt auch mein Herz; — es wird ja doch nicht heilen!

So in des Kreises athemloser Stille
Mit deiner Harfe saßest du vor Zeiten!
Das ist dein Auge! — Deiner Locken Fülle
Ergießt sich dunkel auf die lichten Saiten! —

Das ist dein Singen! durch die prächt'gen Räume,
Glühend und innig fluten meine Lieder! —
Im Abendwinde schütteln sich die Bäume;
Schwarz auf den Urwald senkt die Nacht sich nieder.

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

In meinem Dünkel hab' ich mich vermessen:
„Ich will sie meiden, die mein Treiben schelten
Mir selbst genug, will ich dies Volk vergessen!
Fahr' hin, o Welt — im Herzen trag ich Welten!" —

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen,
Mein Herz ist einsam und mein Aug' ist trübe
Es reuet mich, was frevelnd ich gesprochen.
Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

Die Indianer sitzen um die Flamme,
Und schüren düster sie, schweigsame Schürer.
Da plötzlich — wohl der Älteste vom Stamme —
Spricht zu den Andern also Einer ihrer:

„In Frieden ruh' er, den wir heut' begruben
Dort, wo den Urwald säumet die Savannah!
Nie einem Weißen, diesem gleich, erhuben
Ein Mal vom Lorenz wir zum Susquehannah!

Er war nicht, wie die Andern seiner Farbe;
Drum zu den Rothen hat er sich geschlagen
In unsern dunkeln Reih'n glich er der Garbe
Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

Was mocht' ihm sein? — mit seinen Jagdgeräthen
Stand er oft sinnend unter einem Baume,
Und hört' er rufend in das Holz uns treten,
So fuhr er auf, und folgt' uns wie im Traume.

Auch stand er einsam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büsche sahn ihn die Genossen.
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen flossen.

Der Worte keines haben wir verstanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Verstanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns stets zu hören sie verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schilds, der im Wind den Ast schlägt, dran er hanget.

Und um sich schaut' er, war er nun zu Ende,
Und sah erst jetzt, daß keiner ihn vernommen.
Dann drückt' er stumm sein Antlitz in die Hände,
Und ist zum Wigwam still zurückgekommen.

In Frieden ruh' er, den wir nicht mehr sehen!
Laßt eine Hütt' auf seinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt westwärts, denn sein letztes Flehen
War: „Krieger, o, nach Morgen laßt mich schauen!"

In der letzten Abtheilung „Gelegentliches" finden wir nur ein Gedicht von Bedeutung: „Bei Grabbes Tod." Die lebendigste Scenerie, vortreffliche Verse und die edelste Empfindung der schmerzerfüllten Dichterbrust, zeichnen dies Gedicht besonders aus. —

An diese Originalgedichte schließen sich eine Reihe von Übersetzungen, deren wir bereits oben erwähnten; im Allgemeinen sind dieselben indeß weder von gleicher Bedeutung des Originals, noch von gleichem Werth der Übertragung als die später erschienenen Übersetzungen der „englischen Gedichte aus neuerer Zeit." Diese — gleichfalls im Verlag der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienenen — Übersetzungen von Gedichten von Felicia Hemans, L. E. Landon, Southey, Tennyson, Longfellow und Andern gehören unbedingt zu dem Vortrefflichsten, was jemals aus einer fremden in die deutsche Sprache übertragen ist. Wir wollen aus ihnen wie aus den erstern einige wenige Proben mittheilen, die darthun mögen, wie groß die Gewandtheit des Dichters ist, auch den Originalen fremder Sprachen die Form deutscher Dichtung anzulegen. —

Aus den erstern wählen wir das Gedicht „der Engel und das Kind" nach Jean Reboul, und die beiden Lieder von Robert Burns, welche durch Freiligraths Übersetzung in Deutschland ganz heimisch geworden sind — „Mein Herz ist im Hochland" und „O, wär' mein Lieb die rothe Ros'." Aus der andern besonders erschienenen Sammlung, zu welchen übrigens auch Freiligraths Gattin einige Übersetzungen beigetragen hat, führen wir drei Gedichte von Felicia Hemans hier an: „Die Zugvögel," „Was da frei, das ist mein Traum," und „Der letzte Wunsch." Über das letzte Gedicht wollen wir noch wenige Worte sagen. Wir erklären es für ein Meisterwerk englischer Poesie, für ein Meisterwerk in Bezug auf Übersetzung — würde man es vor einen Preisrichter bringen, der dem edelsten, poesievollsten, reinsten lyrischen Gedicht aus der ganzen europäischen Literatur den Kranz zu reichen hätte — wir möchten behaupten, daß dies Gedicht ihn verdient. Wir haben dem Übersetzer den entschiedensten Dank dafür zu sagen, daß er diese so tief ins Herz dringende unübertroffene Lyrik uns aufgeschlossen hat — grade „der letzte Wunsch" wird seinen größten Erfolg nirgend verfehlen, wir sind glücklich darüber, ihm durch eine Mittheilung zu allgemeinerem Bekanntwerden ein wenig zu verhelfen. —

Der Engel und das Kind.

Ein Engel stand an einer Wiege;
Sein Antlitz war von Strahlen hell.
Es war, als ob die eignen Züge
Er schimmern säh' in einem Quell.

„Kind, das mir gleicht" so sprach der Engel,
„Fleuch auf mit mir zum ew'gen Licht!
Die Erde bietet dir nur Mängel;
Komm! deiner würdig ist sie nicht!

Auf ihr erblühst du nur zu Leide;
Selbst ihre Wonne drückt die Brust;
Wie klagend, jauchzt auf ihr die Freude,
Und Seufzer hat auf ihr die Lust.

Kein Fest auf ihr, das ohne Sorgen!
Es gab noch keinen Sonnentag,
Der Bürge ward beim nächsten Morgen
Für Sturmeswehn und Wetterschlag.

Und sollte je der Gram sich setzen
Auf diese reine, stille Brau?
Und bleichte je mit bitterm Ätzen
Die Zähre dieses Auges Blau?

Nein! folge mir, daß ich dich trage,
Wo brennend Sonn' um Sonne rollt!
Der Himmel schenkt dir gern die Tage,
Die du vertrauern hier gesollt!

Laß keine Thräne sie vergießen,
Die dich genannt ihr einzig Glück,
Laß deinen letzten sie begrüßen,
Wie deinen ersten Augenblick!

Laß ihre Stirn' es nicht verkünden,
Daß hier im Haus ein Auge brach!
O komm! Wer hingeht ohne Sünden —
Sein letzter ist sein schönster Tag!"

Und, schüttelnd seine weißen Schwingen,
Auf zu der Gottheit ew'gem Thron
Erhub er sich mit süßem Klingen....
Du arme Mutter! . . . Todt dein Sohn!

Mein Herz ist im Hochland.

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier!
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh,
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'.

Mein Norden, mein Hochland, lebt wohl, ich muß ziehn!
Du Wiege von Allem, was stark und was kühn!
Doch, wo ich auch wandre und wo ich auch bin,
Nach den Hügeln des Hochlands steht allzeit mein Sinn!

Lebt wohl, ihr Gebirge, mit Häuptern voll Schnee,
Ihr Schluchten, ihr Thäler, du schäumender See,
Ihr Wälder, ihr Klippen, so grau und bemoos't,
Ihr Ströme, die zornig durch Felsen ihr tos't!

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier!
Da jag ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh,
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'!

O, wär' mein Lieb die rothe Ros' —

O, wär' mein Lieb die rothe Ros',
Die auf des Schlosses Mauer glüht!
O, wär' ich selbst der Tropfen Thau,
Den man im Kelch der Rose sieht!

An ihrer Brust die ganze Nacht
Läg ich, und schwelgt' in trunkner Lust;
Bis Morgens, wo der Tag erwacht,
Läg' ich an ihrer süßen Brust.

O, wär' mein Lieb ein Holderstrauch,
Wie der, voll Blumen jeder Ast!
O, wär' ich selbst ein Vögelein!
Auf seinen Zweigen hielt' ich Rast.

Wie wollt' ich trauern, säh ich ihn
Entblättern des Novembers Wehn;
Wie singen, sähe blüh'nd und grün
Ich wieder ihn im Lenze stehn!

Die Zugvögel.

Vögel, o Vögel, von wannen so leicht
Kommt ihr geschwirrt, wenn der Winter entweicht?
— „Wir kommen vom Land, wo der Nilstrom zieht,
Von der Flur, wo die Rose von Saron blüht,
Von den Palmen an indischer Ströme Raum,
Von Arabia's Weihrauch und Myrrhenbaum.

Wir flogen durch Städte, berühmt im Lied —
Sie liegen verwaist, wo die Wüste glüht.
Und wir flogen hin über brausende Fluth,
Dunkel vordem von Gefallener Blut;
Und wir wurden matt, und wir fanden Rast
An des Landmanns Gesims und am Steinpalast.

O sagt an, was ihr fandet im Fürstendom,
Seit zuletzt ihr geschwirrt über Meer und Strom?
— „Alles war anders, o trüber Flug!
In der Halle des Festes ein Leichentuch!
Roth, wie von Herzblut, war Estrich und Flur;
Nichts mehr, wie sonst — unser Nestlein nur!"

Vögel, o Vögel, so war es allzeit;
Durch die Hallen der Könige schreitet das Leid!
Doch im Thale das Dörfchen, wie liegt es versteckt,
Und die Berge stehen Wacht, daß kein Sturm es schreckt.
Sagt, was ihr fandet in Hof und Gemach,
Seit zuletzt ihr umflattert des Landmanns Dach?

„Alles war anders — und anders sehr!
Gruß und Gesichter — und was noch mehr!
Auf das Haupt der Alten warf man die Scholl',
Und der Jungen Antlitz war sorgenvoll;
Von den Kindern, den spielenden, keine Spur —
Nichts mehr, wie sonst — unser Nestlein nur!"

O, die rastlos wandernd die Schwingen ihr stählt,
Vögel, o Vögel, was habt ihr erzählt!
Doch führt euch durch der Lüfte pfadlos Revier
Eine Hand und ein Führer — was zitterten wir?
Grünt für euch stets ein Zweiglein, auf das ihr euch setzt:
Wir auch wohl finden die Heimath zuletzt!

Was da frei, das ist mein Traum.

Was da frei, das ist mein Traum!
Eine Barke, fluthgewiegt,
Die sich Bahn macht durch den Schaum,
Wie ein Pfeil zum Ziele fliegt!
Dann ein Hirsch im grünen Wald;
O wie wirft er sein Geweih!
Tausend Bäche, klar und kalt —
Alles, Alles, was da frei!

Dann ein Aar, der trotzig kreist
Um der schroffsten Berge Zug!
Ich erblickt ihn jüngst im Geist,
Hörte rauschen seinen Flug.
Einen Strom schritt ich hinan,
Dicht umweht von Busch und Baum,
Ohne Segel, ohne Kahn —
Was da frei, das ist mein Traum!

Ein beglücktes Kind im Hain,
Das mit Blumen spielt und Reh'n;
Indier, die bei Sternenschein
Durchs des Urwalds Dickicht gehn;

Jauchzend Volk auf Siegesstätten,
Bogenschütz am grünen Baum: —
O, mein Herz liegt wund in Ketten,
Und was frei, das ist mein Traum!

Der letzte Wunsch.

Eil' in des Waldes Ruh',
Suche den Hügel Du,
Wo, schwer vom süßen Thau, die Veilchen liegen;
Schimmernd durch's Waldgesträuch,
Augen voll Schlafes gleich,
O, laß sie bald an meine Brust sich schmiegen!

Brich sie mir, keins laß stehn;
Laß um mein Todbett wehn
Ein Wehn des Mai's, ein Wehn aus Waldesthalen:
Denn ach, mit Trauern nur
Scheid' ich von Wald und Flur,
Gern weilt' ich länger in der Sonne Strahlen:

Bliebe bei Dir gern noch!
Weh, nicht vermag ich's! — Doch
Bring' an mein Lager froh'rer Stunden Zeugen!
Geh, wo ein dämmernd Licht
Grün durch die Blätter bricht,
Und auf der Quelle zittert unter Zweigen!

Kalt ist und klar die Fluth;
Ach, und ich weiß noch gut,
Wie feuchte Lilien nickend sie umspielen;
Geh an des Stromes Bord;
Flüsterndem Schilfe dort
Nimm sie, mein Haupt, mein fiebernd Haupt zu kühlen!

Dann, wie zu beßrer Zeit,
Geh durch die Einsamkeit
Des alten Gartens, grün von Laub und Moose:
Dort, ihrer Blätter Schnee
Streuend auf des Rasens Klee,
Steht einsam trauernd eine weiße Rose.

Tauben umgirren sie,
Bienen umschwirren sie,
Der alten Linde Wehn, umrauscht sie trübe;
Brich mir zwei Blumen dort;
Zwei: denn es ist der Ort,
Wo wir zuerst uns sagten unsre Liebe!

Geisblatt dann hole mir;
Hol's von der Gitterthür;
Hol's von der Hütte, die ich jüngst Dir zeigte;
Als wir am Waldesrand
Wandelten Hand in Hand,
Geführt von des Johanniswürmchens Leuchte!

Bring' mir, o bring' den Strauß!
Breit' ihn auf's Kissen aus —
Komm, daß ich zitternd jede Blume fasse!
Laß sie mir Traum verleih'n;
Träumend ist Alles mein:
Lenz, Jugend, Leben — Alles, was ich lasse!

Und wenn du fragst, warum
Ich dich im Thal herum
Und an des Stromes waldig Ufer schicke:
'S' ist, daß in deinem Sinn,
Wenn ich geschieden bin,
Dir mein Gedächtniß jede Stätte schmücke!

In den Gebüschen dicht
(O, brich den Zauber nicht!)
Da will ich ewig, daß mein Bild dir glänze!
O mein Geliebter, nie,
Wo wir gewandelt, zieh',
Vergessend sie, die starb in ihrem Lenze!

Da wir einmal bei den Übertragungen Freiligraths aus andern Sprachen verweilen, erwähnen wir noch kurz, daß er Victor Hugo's Oden und vermischte Gedichte, sowie die „Dämmerungsgesänge" von demselben Dichter ins Deutsche übertragen hat. Ebenso enthalten die zwei in

neuerer Zeit erschienenen Hefte seiner sogenannten social-politischen Gedichte eine Zahl Übersetzungen, meist aus dem Englischen. — —

Als eine Nachlese will der Dichter eine kleinere Sammlung Gedichte betrachtet wissen, welche unter dem Titel „Zwischen den Garben" im Jahre 1849 im Verlage der Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart erschien. Dieselbe ist eine wahrscheinliche Honorarspeculation, wir können wenigstens nicht begreifen, wie die Verlagshandlung sich für diese ziemlich inhaltslosen wenigen Bogen einen Thaler bezahlen lassen kann. Überhaupt wäre es wohl einmal an der Zeit, die enormen Preise etwas herabzusetzen, zu denen unsere neuere Literatur nur erworben werden kann. Wer begreift z. B., daß man die wenige Bogen stärken jüngst erschienenen Gedichte des Herrn Redwitz zu einem so enormen Preise zu verkaufen wagt! Es hat bei diesem Buche allerdings weniger zu sagen, weil die Leute, welche das Zeug kaufen, immerhin es theuer bezahlen mögen — aber im Allgemeinen ist dieser Mißstand sehr zu rügen, und mit Rücksicht auf die Preise, welche zumeist für die dem Gebildeten nothwendige bessere neuere Literatur gestellt werden, ist eine Änderung nachgerade mehr als zeitgemäß. Diese Literatur sollte nicht mehr Spanndienste am Geldkasten Weniger thuen — zu dem würden billigere Preise unbedingt den Absatz mehren und ein etwaiges durch min-

dere Preise herbeigeführtes Deficit dadurch leicht ausgleichen. —

Doch zurück zu Freiligraths „Zwischen den Garben.“ Wir finden in demselben etwas, was in den größern, der Gesammtausgabe seiner Gedichte fehlt, obschon wir uns nicht erinnern, diesen Mangel jemals erwähnt gefunden zu haben — wir meinen Liebeslieder. Gewiß war es eine eigenthümliche Erscheinung, daß ein junger Dichter einen ganzen Band Gedichte ganz ohne Lieder der Liebe veröffentlichen konnte — „Zwischen den Garben“ bringen einige, die sich den schönsten anderer Dichter würdig anreihen. Zwei der schönsten, „Ruhe in der Geliebten“ und „Der Liebe Dauer“ wollen wir als Probe mittheilen. Ein sehr beachtenswerthes Gedicht aus derselben Nachlese ist ferner noch das Gedicht „Bei Koblenz“, eine prächtige Apotheose Schenkendorfs, in eine an seinem Grabe gesprochene Elegie gehüllt. Das Gedicht scheint in jene Zeit zu fallen, als der Dichter bereits das „Glaubensbekenntniß“ in sich trug — er schließt mit den herzlichen Worten:

Was du sangst, wofür du strebtest,
Ach von Allem Nichts erfüllt!
Wohl dir, daß du nicht erlebtest,
Was dein Hügel dir verhüllt;

Ich indeß will ihn bedecken
Mit dem frischgebrochnen Strauß,
Will an meinem Wanderstecken
Grollend ziehn zur Welt hinaus.

Ob ich je zum Rheine kehre,
Heimatdurstig, wandermatt?
Ob die Freiheit je, die hehre,
Wache hällt auf dieser Statt?

In des Herbstes milder Sonne
Sanft und feiernd ruht das Feld,
Sanft und feiernd ruht dein Hügel —
Laß mich! Vor mir liegt die Welt!

Die erwähnten zwei Liebeslieder sind die folgenden:

Ruhe in der Geliebten.

So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knien, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruhn in trunkner Lust;
Laß mich das Auge selig schließen
In deinem Arm, an deiner Brust!

Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,
Der deines wunderbar erhellt;
In dem ich raste nun für immer;
O du, mein Leben, meine Welt!
Laß es mich öffnen nur der Thräne,
Die brennend heiß sich ihm entringt;
Die hell und lustig, eh ichs wähne,
Durch die geschloßne Wimper springt!

So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe dich, das ist die Fülle!
Ich habe dich, mein Wünschen ruht!
Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,
Vom Mohn der Liebe süß umglüht;
Und jeder deiner Athemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied!

Und jeder ist für mich ein Leben!
Ha, so zu rasten Tag für Tag!
Zu lauschen so mit selgem Leben
Auf unsrer Herzen Wechselschlag!
In unsrer Liebe Nacht versunken,
Sind wir entflohn aus Welt und Zeit:
Wir ruhn und träumen, wir sind trunken
In seliger Verschollenheit.

Der Liebe Dauer.

O lieb! so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein andres Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer dir seine Brust verschließt,
O thu ihm, was du kannst, zu lieb,
Und mach ihm jede Stunde froh
Und mach ihm keine Stunde trüb.

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt;
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der Andre aber geht und klagt.

O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß
— Sie sehn den Andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofgras,

Und sprichst: „O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint;
Vergieb, daß ich gekränkt dich hab,
O Gott, es war nicht bös gemeint.“

Er aber sieht und hört dich nicht!
Kommt nicht, daß du ihn froh empfängst,
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längst!“

Er thats, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort,
Doch still — er ruht, und ist am Ziel.

O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Wir kommen zu Freiligraths „Glaubensbekenntniß," welches im Jahre 1844 im Verlage von V. v. Zabern zu Mainz erschien. Wir haben schon erwähnt, wie groß der Erfolg des Buches an allen Orten war, sowie, daß es von der Polizei bedeutend verfolgt wurde. Der Dichter giebt in der Vorrede eine Geschichte seines Buches, ferner eine sehr entschiedene Motivirung seines neuen Standpunktes, der eigentlich, sagt er, gar kein neuer sei. „Die Sachen sind," sagt er, „wie sie sind. Ich bin nicht von den Tories zu den Whigs übergegangen, aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Whig." — Nun folgt eine Reihenfolge seiner Gedichte, wie sie von jenem an, dessen letzter Vers:

— — — Die Ihr gehört
Frei hab' ich sie verkündigt!
Ob Jedem recht: — schiert ein Poet sich drum?
Seit Priams Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium!
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte,
Und hört mit Zürnen d' Enghiens Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf der Zinne der Partei — —

so viel Gegenruf erweckte, wie sie also von diesem an sich durch einen wundervoll poetischen Abschied von der Romantik zu der politischen Poesie hinzog, die er nachher nicht mehr verlassen sollte. Es wird ihm schwer, von der geliebten Romantik zu scheiden, die er noch einmal mit folgenden freundlichen und schönen Worten sich hinmalt:

In kleinen Uferveste, morsch und grau,
Birgst du dich zitternd, wunderbare Frau!
Sie möchten gern dich ganz und gar vertreiben!
Dort — ach, in Kirchen, die des Schmuckes bar,
Dort ist die Statt, wo deine Seele jammert!
In öden Kirchen kniest du am Altar,
Und hältst mit Weinen brünstig ihn umklammert.
In seines Schattens ewig heil'ger Ruh
Suchst eine Freistatt deinem Schmerze du. —

Der Dichter durchmißt nun die verschiedenen Empfindungen, er schaut auf die Vergangenheit zurück, er empfindet nochmals, was ihm die Muse der vergangenen Tage, eine Schwester der Romantik, so oft gebracht. —

Der Gottesfrieden, die Gotttrunkenheit,
Die du nur kennst — nicht, ach, die neue Zeit! —
Hier fühl' ich, wie sie meine Brust durchpochen,
Die Erde weicht, in sel'gen Armen hält
Der Himmel mich — verschollen ist die Welt!

Von diesen Empfindungen geht er zu der letzten, zum entscheidenden Entschluß, über:

Zurück ins Leben! Mächtig ruft das Neue!
Doch was in's Herz mir senkte dieser Ort,
Für immer flamm' es! Poch' es fort und fort
In meinen Adern! Geb' es mir die Weihe!
Geb' es mir Muth und Freudigkeit und Halt,
Wenn laut und fordernd mich der Tag umschallt!

Hier ist nun der Wendepunkt im „Glaubensbekenntniß," von jetzt ab ist der neue Charakter seiner Muse fertig da, und nur selten klingt eine Erinnerung an den früheren noch einmal wieder. Bei einer solchen Erinnerung, bei einem solchen „Sehnen nach der sel'gen alten Märchenwelt" ruft er:

„Doch erwachend mit mir selbst ein Ringer,
Rafft' ich stark und muthig mich empor,
Ließ die Schatten dämmernder Gesichte,
Jubelnd fahren für die Wirklichkeit!
Sieh' und vor mir hell im Sonnenlichte
Zog der Rheinstrom, tief und grün und breit!
Zog der Rhein und rührte sich das Leben —
Ja in's Leben riß mich dieser Strand
Oder bannte, was von Spuk und Sorgen
Nächtlich noch auf meinem Herzen lag!

Meinem Volke sagt' ich: „Guten Morgen!“
Einst, so Gott will, sag' ich: „Guten Tag!“
Guten Morgen denn! — frei werd ich stehen
Für das Volk und mit ihm in der Zeit!
„Mit dem Volke soll der Dichter gehen“ —
Also les' ich meinen Schiller heut! —

Die Gedichte „Im Himmel“ und „Der Prinz Ludwig von Preußen“ sind humoristischen Inhalts. Das Gedicht „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe“, welches zu den Besten der ganzen Sammlung gehört, wurde uns schon vor Erscheinen des „Glaubensbekenntnisses“ durch einen Abdruck in der Kölner Zeitung bekannt, der allerdings erst, und dann noch nicht einmal vollständig, durch einen Ausspruch des Obercensurgerichts herbeigeführt wurde. Schon vom Bekannt werden dieses Gedichtes ab zweifelten die Freunde des Dichters nicht mehr, daß er sich einer entscheidenden Katastrophe nähere.

In dem Gedicht „hohes Wasser“ giebt der Dichter noch einmal das Bild des Kampfes in der eigenen Brust. Er schaut in die erregten Fluthen des Rheines und sieht im Geiste schon die Wogen der Gewalt, die Fluthen der Gefahr gegen sich selbst heranstürmen. Er gedenkt im Stillen des glücklichen Lebens am traulichen Heerd, er schaut auf die schönen Ufer des geliebten Flusses, er gedenkt der Fremde, die er bald betreten muß.

„Wohin? Noch weiß es Gott allein
Doch bin ich freudig und ergeben!
Und du auch, Liebe, sollst es sein
Auch solche Springfluth hört zum Leben,
Drum ohne Bangen in den Kahn,
Und gieb dem Sturme deine Locken!

— — —

Halboffen liegt vor uns die Welt,
Ich bin gerecht in vielen Sätteln;
So lange Faust und Schädel hält
Du Liebe, brauch' ich nicht zu betteln!
Und halten werden beide mir,
Wär' es auch nur um Deinetwillen!
Um Deinetwillen für und für
Wird günst'ger Wind mein Segel füllen!

Das Gedicht „Eine Seele" mag nächst dem erwähnten „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe" das poesiereichste der ganzen Sammlung sein — die beiden Gedichte „Vom Harze" und „Aus dem schlesischen Gebirge" geben den Charakter der Sammlung am schärfsten wieder. Das Gedicht „Hamlet" wollen wir seiner besondern Bedeutung wegen noch speciell durchgehen.

Die deutsche Nation ist hier der Prinz von Dänemark, der über aller Theorie die Praxis vergißt.

Er sinnt und träumt und weiß nicht Rath,
Kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
Zu einer frischen, muth'gen That
Fehlt ihm die frische, muth'ge Seele!
Das macht, er hat zu viel gehockt;
Er lag und las zu viel im Bett.
Er wurde, weil das Blut ihm stockt,
Zu kurz von Athem und zu fett.
Er spann zu viel gelehrten Werg,
Sein bestes Thun ist eben Denken;
Er stak zu lang in Wittenberg
Im Hörsaal oder in den Schenken!
Drum fehlt ihm die Entschlossenheit,
So trägt er träumerisch sein Weh,
Verhöhnt sich selber in's Geheim,
Verschießt ein Arsenal von Spott u. s. w. u. s. w.

Doch zur That kommt er nicht. Endlich im fünften Act hat er das Schwert wirklich in der Hand — es ist zu spät, zu dem hat er nachgerade verlernt mit dem Schwerte umzugehen, und er trifft sich selbst damit in's Herz. Das Bild, welches der Dichter hier aufstellt, ist ebenso betrübend als richtig. — —

Wir wollen nun einige wenige Gedichte zur Probe aus dem „Glaubensbekenntniß" anführen — es mögen dies „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe," „Ihr kennt die Sitten wohl der Schotten,"

„Trotz alledem," „Aus dem schlesischen Gebirge," „Eine Seele" und „Irland" sein.

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe.

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir sehn sie auf, wir sehn sie niederwehen,
Und jede Blüthe ist ein Volk, ein Land.

Wir, die wir wandeln noch auf jungen Sohlen,
Sahn doch schon manche sterbend und geknickt,
Vom Steppengeier ward die Rose Polen
Vor unsern Augen wild und grimm zerflückt!
Durch's Laub Hispanien ernst auf ihrem Gange
Stürmt die Geschichte — ob es fallen muß?
Ob nicht ein andres, morsch und faul schon lange,
Zerflatternd hinsaust über'n Bosporus?

Doch neben diesen, die des Weltgeists Weben
Vom Aste schüttelt mit gewalt'ger Kraft,
Sahn wir ans Licht auch andre Triebe streben,
Helläugig, freudig, voll von jungem Saft.

O welch ein Sprossen, welch ein reich Entfalten!
O welch ein Drang in alt und neuem Holz!
Wie manche Knospe sahn auch wir sich spalten,
Wie manche platzen, laut und voll und stolz.

Der Knospe Deutschland auch, Gott sei gepriesen!
Regt sich's im Schooß! Dem Bersten scheint sie nah.
Frisch, wie sie Hermann auf den Weserwiesen,
Frisch, wie sie Luther von der Wartburg sah!
Ein alter Trieb! Doch immer muthig keimend,
Doch immer lechzend nach der Sonne Strahl,
Doch immer Frühling, immer Freiheit träumend.
O, wird die Knospe Blume nicht einmal?

Ja, voller Kelch! Dafern man nur nicht hütet,
Was frei und freudig sich entwickeln muß!
Dafern man nicht, was die Natur gebietet,
Für Ranke nimmt und eitel wilden Schuß!
Dafern man zusieht, daß kein Mehlthau zehre
Tief an der Blätter edlem, zartem Kern!
Dafern den Bast man wegwirft und die Scheere!
Dafern — ja nun, ich meine nur: dafern!

Der du die Blumen auseinanderfaltest,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh' auch diese an!

Ferdinand Freiligrath.

In ihrem tiefsten, stillsten Heiligthume
O, küss' sie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf,
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir sehn sie auf, wir sehn sie niederwehen —
Und ihre Loose ruhn in Gottes Hand!

Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten.

Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten:
Galt es ein rasch Zusammenrotten,
Aufglühte dann der Feuerbrand.
Gelöscht in Blut an beiden Enden,
Krieg heischend ließ er sich entsenden
Von Haus zu Haus, von Hand zu Hand.

Und als der Sandwirth wollte schlagen!
Als er bereit nun stand, zu wagen
Den Adlerflug, den Gemsensprung:

Da trat sein Hausweib hin zur Passer,
Und warf in das empörte Wasser
Die Späne der Verkündigung.

Rasch in die Thale mit den Wellen
Bis vor des Thalvolks rauhe Schwellen
Bachabwärts rollte Span auf Span.
Daß Alles fertig auf den Firnen,
Und daß zum Losbruch reif ihr Zürnen —
Blut, Mehl und Späne sagten's an!

So meine Lieder möcht' ich säen; —
Wie die Ladurner möcht' ich flehen
An dem bewegten Strom der Zeit!
Wahrzeichen, frisch und rauh wie jene,
Möcht' ich sie werfen, blut'ge Späne,
Aus in der Tageswogen Streit!

Und, gleich Hochschottlands Feuerbränden,
Heiß durch mein Volk möcht' ich sie senden
In jede Mark, an jeden Heerd:
Daß Alles zu den Waffen führe,
Und rasselnd riefe: „Schüre, schüre!
Wo ist der Kampf? wir stehn bewehrt!"

Noch harr' ich in mich selbst versunken!
Nur dann und wann blitzt auf ein Funken
Der Gluth, die meine Brände brennt!

Nur dann und wann mit frischem Munde
Geb' einen Blutspan ich der Stunde
Von denen, so die Passer kennt!

Was hülfen mehr? Schleicht doch in Dämmen
Ihr Wasser heut! — Doch überschwemmen
Wird einst das Land sie, kühn zu schaun!
Dann tret' ich vor mit Blut und Mehle —
Frei weht die Eiche meiner Seele:
Ich glaub', ich werde Späne haun!

Trotz alledem.

Ob Armuth euer Loos auch sei,
Hebt doch die Stirn, trotz alledem!
Geht kühn den feigen Knecht vorbei,
Wagt's, arm zu sein trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz niederm Plack und alledem!
Der Rang ist das Gepräge nur,
Der Mann das Gold trotz alledem!

Und sitzt ihr auch beim kargen Mahl
In Zwilch und Lein und alledem,
Gönnt Schurken Sammt und Goldpokal —
Ein Mann ist Mann trotz alledem!

Trotz alledem und alledem,
Trotz Prunk und Pracht und alledem!
Der brave Mann, wie dürftig auch,
Ist König doch trotz alledem!

Heißt „gnad'ger Herr" das Bürschchen dort,
Man sieht's am Stolz und alledem;
Doch lenkt auch Hunderte sein Wort,
'S ist nur ein Tropf trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Band und Stern und alledem!
Der Mann von unabhängigem Sinn
Sieht zu, und lacht zu alledem!

Ein Fürst macht Ritter, wenn er spricht,
Mit Sporn und Schild und alledem:
Den braven Mann creirt er nicht,
Der steht zu hoch trotz alledem!
Trotz alledem und alledem —
Trotz Würdenschnack und alledem —
Des innern Werthes stolz Gefühl
Läuft doch den Rang ab alledem!

Drum Jeder fleh', daß es gescheh',
Wie es geschieht trotz alledem,
Daß Werth und Kern, so nah' wie fern,
Den Sieg erringt trotz alledem!

Trotz alledem und alledem,
Es kommt dazu trotz alledem,
Daß rings der Mensch die Bruderhand
Dem Menschen reicht trotz alledem!

Aus dem schlesischen Gebirge.

„Nun werden grün die Brombeerhecken!
Hier schon ein Veilchen — welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß ins Thal;
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wags ein Mal:
Rübezahl!

Hört ers? Ich seh ihm dreist entgegen!
Er ist nicht bös! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen —
Es ist ein richtges volles Schock!
Und fein! Ja dafür kann ich stehen!
Kein bessres wird gewebt im Thal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Muthes noch ein Mal:
Rübezahl!

Kein Laut! — Ich bin ins Holz gegangen,
Daß er uns hilft in unsrer Noth!
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brod!
Der Vater schritt zum Markt mit Fluchen —
Fänd er auch Käufer nur einmal!
Ich wills mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur? Zum dritten Mal:
Rübezahl!

Er half so Vielen schon vor Zeiten —
Großmutter hat mirs oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richtgen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! Rübezahl!
Rübezahl!

Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät er mehr sich aus!
Das wär mir recht! Ach gar zu viele
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm er alle bis zum letzten!
Ach, fiel auf dies noch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die versetzten —
Das wär ein Jubel! Rübezahl!
Rübezahl!

Dann trät ich froh ins kleine Zimmer
Und riefe: Vater, Geld genug!
Dann flucht' er nicht, dann sagt' er nimmer:
Ich web euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelte die Mutter wieder
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —
O käm, o käm er! Rübezahl!
Rübezahl!"

So rief der dreizehnjährge Knabe;
So stand und rief er matt und bleich.
Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund auf Stunde,
Bis, daß es dunkel ward im Thal,
Und er halblaut mit zuckendem Munde,
Ausrief durch Thränen noch ein Mal:
Rübezahl!

Dann ließ er still das buschige Fleckchen,
Und zitterte und lallte: Hu!
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimat zu.
Oft ruht' er aus auf moosgen Steinen
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub, sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger= bald das Leichentuch! —
— Rübezahl!

Eine Seele.

Flog zum Himmel eine junge Seele,
Leisen Fluges hob sie sich empor;
Fast ein Kind noch, rein und ohne Fehle,
Trat sie schüchtern durch das goldne Thor.

Und: „Sieh da, das Kind des Patrioten!“
Irrt ein Murmeln hier und dort im Nu.
Standen auf die besten deutschen Todten,
Schritten hastig auf die Todte zu.

Kam heran der edle, starre Seume,
Mann der Freiheit und der Poesie;
Eilte Schiller durch die lichten Räume!
Hutten, Schubart — alle kamen sie.

Sahn sie an mit unverstellter Klage;
Boten Gruß ihr, warm und fest und schlicht;
Blickten stumm und ängstlich eine Frage
In das schmerzlich lächelnde Gesicht.

Ach sie senkt' es, sah zur Erde nieder;
Zitternd stand sie, zitternd und geknickt;
Heiße Thränen sprangen durch die Lieder,
Die des Vaters Hand — nicht zugedrückt!

Sieh, da zuckt es in der Faust dem Seume;
Schubart's dunkle breite Stirne schwoll;
„Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,"
Sagte Schiller, bittern Zornes voll.

Aber Seume: „Mädchen, sei zufrieden!
Auch der Tod, du weißt es, kann befreien;
Laß sie Schlösser, laß sie Ketten schmieden —
Frei mit Freien wird dein Vater sein!

Frei zu mir und diesen wird er treten,
Auch ein Todter für das Vaterland!
Auch ein Licht, zu dem in Sturmesnöthen
Deutsche Männer heben Herz und Hand!

O, wie stolz dann wird der Müde rasten,
Freilich — dann erst! Bete, daß er stirbt.
Bete Kind! Ich kenne die Dynasten,
Deren Willkühr seine Kraft zermürbt!

Ihn ins Enge, mich vordem ins Weite
Trieb derselbe finstre Herrscherstamm;
Sagten dir nicht eher schon die Leute,
Daß der Seume nach Neuschottland schwamm?

Drum, so fleh, daß bald mit grünen Spitzen
Gras der Lahn um einen Hügel kost!
Neben Hutten soll dein Vater sitzen —
Tochter Jordans, bet und sei getrost!

Irland.

An rost'ger Kette liegt das Boot!
Das Segel träumt, das Ruder lungert.
Das macht, der Fischerbub' ist todt,
Das macht, der Fischer ist verhungert!
Denn Irlands Fisch ist Herrenfisch;
Der Standherr praßt vom reichen Fange
Leer aber bleibt des Fängers Tisch —
So starb der Fischer, so sein Range.

Die Heerde blökt, die Heerde brüllt;
Welch ein Gedräng' von Küh'n und Schafen!
Der Hirt, von Lumpen schlecht verhüllt,
Treibt sie an's Meer zum nächsten Hafen.

Denn Irland Vieh ist Herrenvieh,
Das gerne Paddys Knochen stärkte
Und seiner Kinder brechend Knie —
Der Grundherr schickt's auf fremde Märkte.

Drum ist sein Viehstall ihm ein Born
Der Üppigkeit und des Genusses,
Und jeglich Kuh- und Bullenhorn
Wird ihm ein Horn des Überflusses.
Er läßt zu London und Paris
Den Spieltisch unter'm Gold sich biegen: —
Sein Volk, das er zu Hause ließ.
Fällt unterdeß wie Winterfliegen.

Halloh, halloh! Grün Erin's Jagd!
Paddy, lang zu! Das nenn' ich Ziemer!
Umsonst! auch das wird fortgebracht
Meerüber mit dem ersten Steamer!
Denn Irlands Wild ist Herrenwild:
Es füllt des Grundherrn Bauch und Taschen —
Der bleiche Knecht, des Elends Bild,
Hilf Gott! ist selbst zu matt zum Paschen.

So sorgt der Herr, daß Hirsch und Ochs,
Das heißt: daß ihn sein Bauer mäste!
Statt auszutrocknen seine Bogs —
Ihr kennt sie ja: Irlands Moräste —

Er läßt den Boden nutzlos ruh'n,
Drauf Halm an Halm sich wiegen könnte,
Er läßt ihn schnöd dem Wasserhuhn,
Dem Kibitz und der wilden Ente.

Ja doch, bei Gottes Fluche: — Sumpf
Und Wildniß vier Millionen Aecker!
Ihr aber seid blasirt und stumpf,
Faul und verfault — euch weckt kein Wecker!
O, irisch Land ist Herrenland;
Drum steh'n die Mütter an den Wegen,
Den todten Säugling im Gewand,
Und fleh'n euch, ihn in's Grab zu legen.

So schallt die Klage Tag und Nacht,
So grollt es her von Connaught und Leinster.
Der West hat mir den Schrei gebracht —
Er trug ihn schnell bis an mein Fenster.
Matt, wie ein angeschoss'ner Weih,
Her schwebt er über Höh'n und Sunde —
Der Schrei der Noth, der Hungerschrei,
Der Sterbeschrei aus Erin's Munde!

Erin — da liegt sie auf den Knien
Bleich und entstellt, mit weh'ndem Haare,
Und streut des Schamrocks welkend Grün
Zitternd auf ihrer Kinder Bahre.

Sie kniet am See, sie kniet am Strom,
Sie kniet auf ihrer Berge Kronen —
Mehr noch, als Harald-Byrons Rom
„Die Niobe der Nationen!"

Als dem „Glaubensbekenntniß" folgendes Produkt seiner Muse ließ Freiligrath, wie wir bereits anführten, sechs Lieder unter dem Titel »Ça ira!« erscheinen. Dieselben fanden eine große Verbreitung in Deutschland, eines davon „Von unten auf" dürfte wohl den größten Anspruch auf dichterische Schönheit haben. Das Schlußgedicht ferner, „Springer", ist wegen seines überraschenden Schlusses sehr populair geworden.

Wir theilen diese beiden Gedichte mit.

„Von unten auf."

Ein Dämpfer kam von Biberich! — stolz war die Furche, die er zog!
Er qualmt und räderte zu Thal, daß rechts und links die Brandung flog!
Von Wimpeln und von Flaggen voll, schoß er hinab keck und erfreut:
Den König, der in Preußen herrscht, nach seiner Rheinburg trug er heut!

Die Sonne schien wie lauter Gold! Auftauchte schimmernd
Stadt um Stadt!
Der Rhein war wie ein Spiegel schier, und das Verdeck
war blank und glatt!
Die Dielen blitzten, frischgebohnt, und auf den schmalen
her und hin
Vergnügten Auges wandelten der König und die Königin!

Nach allen Seiten schaut' umher und winkte das erhabne
Paar;
Des Rheingau's Reben grüßten sie und auch dein Nußlaub,
Sankt Goar!
Sie sahn zu Rhein, sie sahn zu Berg: — Wie war das
Schifflein doch so nett,
Es ging sich auf den Dielen fast, als wie auf Sanssouci's
Parket!

Doch unter all der Nettigkeit und unter all der schwimmen-
den Pracht,
Da frißt und flammt das Element, das sie von dannen
schießen macht;
Da schafft in Ruß und Feuergluth, der dieses Glanzes
Seele ist,
Da steht und schürt und ordnet er — der Proletarier-Ma-
schinist!

Da draußen lacht und grünt die Welt, da draußen blitzt und rauscht der Rhein —
Er stiert den lieben langen Tag in seine Flammen nur hinein;
Im wollnen Hemde, halbernackt, vor seiner Esse muß er stehn,
Derweil ein König über ihm einschlürft der Berge freies Weh'n!

Jetzt ist der Ofen zugekeilt, und Alles geht und Alles paßt;
So gönnt er auf Minuten denn sich eine kurze Sklavenrast.
Mit halbem Leibe taucht er auf aus seinem lodernden Versteck,
In seiner Fallthür steht er da, und überschaut sich das Verdeck.

Das glüh'nde Eisen in der Hand, Antlitz und Arme roth erhitzt,
Mit der gewölbten haar'gen Brust auf das Geländer breit gestützt —
So läßt er schweifen seinen Blick; so murrt er leis dem Fürsten zu:
„Wie mahnt dies Boot mich an den Staat; Leicht auf den Höhen wandelst Du!

„Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunklem Schoos,
Tief unten, von der Noth gespornt, da schür' und schmied' ich mir mein Loos!
Nicht meines nur, auch Deines, Herr! Wer hält die Räder Dir im Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?

„Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem Du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem Du die Spitze bist!

„Der Boden birst, aufschlägt die Gluth und sprengt Dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts an's Licht aus unsrer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

„Dann schreit' ich jauchzend durch die Welt! Auf meinen Schultern stark und breit,
Ein neuer Sankt Christophorus, trag' ich den Christ der neuen Zeit!
Ich bin der Riese, der nicht wankt! Ich bin's, durch den zum Siegesfest
Über den tosenden Strom der Zeit der Heiland Geist sich tragen läßt!"

So hat in seinen krausen Bart der grollende Cyklop gemurrt;
Dann geht er wieder an sein Werk, nimmt sein Geschirr, und stocht und purrt.
Die Hebel knirschen auf und ab, die Flamme strahlt ihm in's Gesicht.
Der Dampf rumort; — er aber sagt: „Heut, zornig Element, noch nicht!"

Der bunte Dämpfer unterdeß legt vor Kapellen zischend an;
Sechsspännig fährt die Majestät den jungen Stolzenfels hinan.
Der Heizer auch blickt auf zur Burg; von seinen Flammen nur behorcht,
Lacht er: „Ei, wie man immer noch für künftige Ruinen sorgt!"

Springer.

Kein besser Schachbrett als die Welt;
Zur Limmat rück' ich von der Schelde!
Ihr sprengt mich wohl von Feld zu Feld,
Doch schlagt ihr mich nicht aus dem Felde!

So ist es eben in dem Schach
Der Freien wider die Despoten:
Zug über Zug und Schlag auf Schlag,
Und Ruh' wird keine nicht geboten!

Mir ist, als müßt' ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite setzen;
Als würden auch aus Tell's Revier
Die Launen dieses Spiels mich hetzen!

Ich bin bereit! Noch braust das Meer
Um Norwegs freie Bauernstätten;
Noch rasselt es von Frankreich her
Wie Klirren von gebroch'nen Ketten!

Kein flüchtig Haupt hat Engelland
Von seiner Schwelle noch gewiesen;
Noch winkt mir eine Freundeshand
Nach des Ohio lust'gen Wiesen!

Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land — mich schiert es wenig!
Kein Zug des Schicksals setzt mich matt: —
M a t t w e r d e n k a n n j a n u r d e r K ö n i g!

Wir schließen hier unsere Skizze über Freiligrath; es ist uns wohl nicht gestattet, auf seine neuesten Dichtungen näher einzugehen, weshalb wir uns mit der oben angeführten kurzen Notiz über dieselben begnügen. —

Der Dichter, von dem wir in diesen Blättern geredet, ist, wie so viele seiner Gesinnungs= und Glaubensgenossen, politisch verfolgt und gezwungen worden, sein Vaterland zu verlassen. Wir fassen unsere Wünsche für ihn in dem einen zusammen, mit dem wir heute von ihm scheiden wollen: Möge es ihm recht bald vergönnt sein, in sein Vaterland zurückzukehren! — — — — —